

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnements 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit Illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annahmestellen, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — **Expedition:** Zimmerstraße 44.

Zwangserziehung verwahrloster Kinder.

Wenn uns irgend eine staatliche oder überhaupt öffentliche Thätigkeit staatlicher oder provinzieller Organe zum Nachdenken stimmt, so ist es die Zwangserziehung verwahrloster Kinder.

Und dies Nachdenken wird noch besonders hervorrufen gegenwärtig, wo wir eben ein Kinderfest in des Wortes vollster Bedeutung gefeiert haben.

Wohl wissen wir, daß auch den kleinen Verwahrlosten, in den Anstalten sowohl als auch in den Familien, wo sie untergebracht sind, der Weihnachtsmann oder das Christkindlein erscheint, aber meist in einer Weise, welche die Kinder mehr abschreckt und beunruhigt, als erquickt und erfreut. Die finstere Orthodoxie schreit durch die Zwangserziehung der Kinder und verdrängt das Wohlwollen und die Humanität. Doch lassen wir das jetzt.

Wir sind ja nur durch das große alljährliche Kinderfest auf das heutige Thema gekommen.

Die Gründe zur Zwangserziehung liegen in der „Verwahrlosung“ der betreffenden Kinder; diese Verwahrlosung zeigt sich in verschiedenen Fehlritten, zu denen die Kinder meist von den Eltern u. s. w. wenn auch nicht gerade angeleitet, so doch nicht abgehalten werden. Diese Fehlritte bestehen meistens in kleineren Diebstählen (im Königreich Sachsen nennt man in solchen Fällen das Stehlen recht gemächlich: Mausfen), dann im Landstreichen, Betteln und merkwürdigerweise im Brandstiften. Die Kinder sehen ungern gern ein lobendes Feuer; dabei fehlt ihnen durchweg das Bewußtsein des Unrechts, welches in den oben angedeuteten Fehlritten liegt. Grund genug, daß man bei der Erziehung nicht unnötige Strenge walten läßt, sondern Liebe und Belehrung. Leider herrschen aber bei der Zwangserziehung der Stoa und der unverständliche Katechismus, durch welche Furcht und Dreckheit einerseits und Unlust am Lernen andererseits den Kindern anezogen werden.

Aus diesen Gründen finden wir auch später eine verhältnismäßig große Anzahl dieser Zwangserzogenen auf der Verbrecherlaufbahn.

Aber auch diejenigen verwahrlosten Kinder, welche in anderen Familien zur Erziehung gegeben werden, sind nicht besser daran. Meist sind es nur Familien, welche solche Kinder aufnehmen, die selbst am Hungertuche nagen und das Erziehungsgeld als Zuschuß zu ihren Einnahmen brauchen. Vierzig Pfennig täglich werden in verschiedenen Provinzen als Höchstbetrag für Erziehungs- und Kostgeld gezahlt, gewiß eine schöne Summe dort, wo der Ernährer selbst nur 1 M. 20 Pf. bis 1 M. 50 Pf. als Lohn erhält.

Daß dabei das in Pflege gegebene Kind, ebenso wie

die eigenen Kinder, hungern muß und in seiner körperlichen Entwicklung gestört wird, ist natürlich, daß aber ferner von einer Erziehung nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Unter solchen Umständen wäre immer noch eine Anstalt vorzuziehen, wenn dort nicht der Stoa zum System gehörte und die äußere Frömmigkeit, die öden religiösen Formen zum Besserungs- und Erziehungsprinzip erhoben würden.

Meist hat den Kindern, die „verwahrlost“ angetroffen werden, schon zu Hause Pflege und Erziehung gefehlt; meist Kinder der Armen, sind bei ihnen außerdem noch besondere Familienverhältnisse Schuld an ihrer Verwahrlosung. Von 801 Kindern, die in der Provinz Sachsen in Zwangserziehung sich befinden oder in den letzten Jahren befunden haben, sind 53 völlig verwaist, 282 sind vaterlos, 161 mutterlos, 100 Kinder haben einen Stiefvater, 46 eine Stiefmutter. In 489 Fällen hatten die Eltern Strafen verbüßt; in 366 Fällen fielen sie den Gemeinden zur Last.

Man sieht, daß bei fast allen verwahrlosten Kindern ein äußerer, natürlich von ihnen unverschuldeter Umstand vorhanden ist, der sie auf die Bahn der Fehlritte, der Verwahrlosung getrieben hat und sie vielleicht später auf die Bahn des Verbrechens treibt.

Davon werden nur sehr wenige durch die gegenwärtige Zwangserziehung abgehalten.

Ehe die Verhältnisse im Allgemeinen sich nicht gebessert haben, ist gegen die Zwangserziehung an sich kaum etwas einzuwenden. Jedoch sollte man für diejenigen verwahrlosten Kinder, welche in Familienerziehung gegeben werden, eine höhere Summe aussetzen und vor allen Dingen auch danach sehen, daß eine Erziehungskraft in dem Manne oder der Frau vorhanden ist. In den Anstalten aber sollten nicht bloß der Befehlsbuchvers und der Stoa herrschen, es sollte nicht bloß der Furcht und Züchtigung gedient werden, sondern der liebevollen Erziehung. Außerdem aber dürfen die in den Anstalten aufgenommenen Kinder unter keinen Umständen von der allgemeinen Volksschule ausgeschlossen werden. Man könnte sie strenger überwachen, sonst aber müßte man sie genau so behandeln wie die übrigen Schulkinder.

Gerade durch die Abgeschlossenheit in den Anstalten fühlen sich die Kinder schon als Ausgestoßene; man vergesse nicht, daß gerade die Kinder ein größeres Zartgefühl und ein ungemein großes Gedächtnis haben, so daß die Erinnerung an die Zwangserziehungsanstalt sie durch das ganze Leben begleitet und die Kernstien vielfach abhält von tüchtigem Thun und Schaffen.

Wir sehen also, daß auch diese soziale Frage ihren Ursprung hat in der allgemeinen sozialen Nothlage. Wird

letztere nicht mehr und mehr beseitigt, so kann erstere nicht zur Zufriedenheit gelöst werden.

Deshalb soll auch hier wieder unser coterum censeo lauten:

Volksthümliche Sozial-Reform!

Politische Uebersicht.

Unser Blatt wird in letzter Zeit ungemein häufig von anderen Zeitungen der verschiedensten Parteien zitiert. Vor Allem spielt es eine große Rolle in den Berliner Korrespondenzen der auswärtigen Blätter. Doch wird es nur selten bei Namen genannt. Es heißt nicht: das „Berliner Volksblatt“ schreibt, sondern meistens das Berliner Arbeiterorgan, das hiesige Arbeiterorgan theilt mit, daß u. s. w. Weßhalb man wohl den Namen verschweigt? Wahrscheinlich, um zu verhindern, daß einzelne Leser der Zeitungen, die unser Blatt mit Vorliebe zitieren, Abonnenten des „Berl. Volksblatt“ werden. Auf das „Berliner Arbeiterorgan“ kann man keine Postbestellung machen, man muß bei der Post den richtigen Titel nennen. Wir wollen heute noch keines von den Blättern nennen, welche unser Blatt benutzen, ohne den richtigen Namen anzugeben, jedoch bitten wir, künftighin denselben nicht mehr zu verschweigen. Will man den Lesern ausdrücklich mittheilen, daß die betreffende Notiz aus einem Arbeiterorgan kommt, so steht nichts im Wege zu sagen: aus dem „Berliner Volksblatt“, dem Berliner Arbeiterorgan.

Bremen, 27. Dezember. Wie sehr der Gedanke welcher dem Arbeiterschutzes zu Grunde liegt, auch in anderen als gerade Arbeitkreisen schon Boden gewonnen hat, zeigt ein Antrag, welcher der hiesigen Bürgerschaft (Stadtvertretung) vorlag. In demselben wird verlangt, daß den bei Submissionsbauten des Staats (Bremen) beschäftigten Arbeitern ein Normalarbeitslohn und ein Minimallohn zu Theil werden solle. Der Antrag war von einem Stadtverordneten gestellt worden; Anlaß dazu gab die niedrige Löhnung einer Anzahl beim Abbruch des alten Hauptbahnhofes beschäftigten Arbeiter. Natürlich war die Mehrheit der Stadtwähler gegen diesen ganz praktischen Vorschlag und so wurde er denn auch mit den üblichen Redensarten abgehan. Nun, er wird sicher wiederkehren, und die Zeit dürfte nicht mehr ferne sein, wo solche Forderungen sich nicht mehr abweisen lassen.

In Betreff des Branntweinmonopols läßt sich die „Magd. Zeit.“ aus Berlin melden: „Aus Regierungskreisen verlautet, daß man dort an einer schließlichen Annahme des Spiritusmonopols nicht zweifelt, weil man mit den agrarischen Elementen im Centrum rechnet. Die Opposition wird sich aus den Deutschfreimüthigen und allen Gruppen links von denselben, sowie aus einem, wie man annimmt, nicht sehr großen Bruchtheil des Centrums zusammensetzen.“ — Die Rechnung auf die Zustimmung der agrarischen Elemente der Centrumsfraction dürfte nicht ganz unzutreffend sein. Die ultramontanen Blätter und auch der agrarische Theil derselben, bekämpfen zwar jetzt noch ohne Ausnahme in der bestmöglichen Weise das Branntwein-Monopol, aber aus

Gäbe ich Dir das Geld, so müßte ich befürchten, daß Du auch diese Summe auf den grünen Tisch legen würdest, leichtsinnig genug bist dazu.“

„Ob das nun hier oder drüben geschieht, kann Dir ziemlich gleichgiltig sein.“ erwiderte Rabe höhnisch.

„Drüben wirst Du Dich ernst bedenken.“ fuhr die Generalin fort. „Du wirst berücksichtigen, daß Du nach dem Verlust dieses Geldes ein Bettler bist, der entweder verhungern oder die niedrigsten Arbeiten verrichten muß. Ein für allemal will ich Dir die Hoffnung nehmen, daß Du auf mich, nachdem ich Dir dieses letzte Opfer gebracht habe, wieder zurückkommen kannst, ich habe bereits mehr für Dich gethan, als ich meinem Kinde gegenüber verantworten kann. Du wirst einen Kreditbrief auf ein amerikanisches Bankhaus erhalten, bei diesem Hause kannst Du die Summe in Empfang nehmen, und es ist dann ganz Deinem Ermessen anheimgestellt, welche —“

„Genug der Worte!“ sagte Rabe rasch. „Schicke mir den Kreditbrief in's Hotel „Zum Kaiserlichen Hof“, oder theile mir mit, wo ich ihn in Empfang nehmen kann, damit ich diese Angelegenheit geordnet. Es wird eine Zeit kommen, vielleicht ist sie näher, wie wir glauben, in der Du dieser Sünde mit bitterer Reue gedenken wirst. Und nun adieu, ein Wiedersehen wünschen wir wohl Beide nicht!“

„Adieu!“ erwiderte die Generalin mit mühsam erzwungener Ruhe. „Möge der Ernst des Lebens, wenn er jetzt an Dich herantritt, Dir die rechte Bahn zeigen und Deinen Charakter festigen. Ich werde Dir verzeihen, sobald ich die Gewißheit erhalte, daß Du aufrichtig be-reut hast.“

Ein heiseres Hohngelächter war die Antwort Rabe's, während er das Cabinet verließ; aber dieses Lachen verstumte sofort, als er draußen im Korridor sich plötzlich dem Affessor und Arabella gegenüber sah.

Beunruhigt durch das lange Ausbleiben der Mutter, hatte Arabella den Vorschlag geäußert, sie aufzusuchen; Siegfried, dessen scharfes Ohr den Hilferuf Franziska's ebenfalls gehört hatte, begleitete sie, und jetzt standen die Beiden unerwartet dem Bruder der Generalin gegenüber.

Heuilleton. Die Hand der Nemesis.

Roman von Ewald August König. (Fortsetzung.)

„Ah, man will den unbedeuten Bruder entfernen? Man fürchtet wohl seinen Spott, wenn die Doppelhochzeit gefeiert wird? Vielleicht hat der Oberst diese Bedingung gestellt, sein Bruder möchte mir auch einmal denselben Vorschlag.“

„Nun, das war eine Infamie!“ sagte Frau von Studmann, und vor ihrem zornstammenden Blick mußte er unwillkürlich die Augen niederschlagen, es mochte ihm selbst wohl plötzlich klar geworden sein, wie tief er bereits gesunken war. „Einen anderen Ausdruck finde ich dafür nicht, und zu Deiner Beruhigung will ich Dir erklären, daß von dieser Verbindung niemals die Rede sein kann und wird! Ob diese Erklärung genügen wird, Deiner Verleumdungssucht wirksam entgegenzutreten, weiß ich freilich nicht! Willst Du den Vorschlag annehmen, so erfülle ich mein Versprechen, lehnt Du es ab, so sind wir für immer geschieden, und ich werde meine Maßregeln treffen, um einer nochmaligen Begegnung mit Dir unter diesem Dache vorzubeugen.“

„Das wäre also ein kategorisches Ultimatum!“ spottete Rabe. „Bis wann muß es beantwortet werden?“

„Sofort!“

„Es bleibt mir keine Zeit zur Ueberlegung?“

„Ich wüßte nicht, was Du jetzt noch zu überlegen hättest! Du hast Deine Schiffe hinter Dir verbrannt, es war ein Babanque-Spiel, Du hast es verloren.“

„Und was soll ich drüben mit zehntausend Thalern?“ fragte er.

„Das überlasse ich Dir! Arbeiten wirst Du freilich müssen, ich kann Dir nicht die Mittel geben, das Leben eines Grafen zu führen, Du mußt selbst sehen, wie Du durchkommst.“

„Und wann müßte die Abreise stattfinden?“

„Auch das will ich Dir überlassen, ich glaube aber, es läge in Deinem eigenen Interesse, sie zu beschleunigen. Ist die Verlobung mit Ella von Loffow aufgehoben, so wird der Baron auch die Gründe bekannt machen, und unangenehm kann es Dir nicht sein, wenn man in allen Kreisen Dir ausweicht.“

Wieder regten sich Haß und Troß im Innern Rabe's, als er, die Augen erhebend, den Blick seiner Schwester voll Verachtung auf sich gerichtet sah.

„Dir steht es nicht zu, über mich zu richten.“ sagte er in barschem, trotzigem Tone. „Dir am wenigsten! Ich mache Dir noch einmal und mit vollem Recht den Vorwurf —“

„Eriff Deine Entscheidung!“ schnitt die Generalin ihm die Rede ab.

„Gieb mir das Geld, ich werde in den nächsten Tagen abreisen.“

Frau von Studmann wiegte ablehnend das Haupt, keine Spur von Mitleid war in ihren schönen Zügen zu finden, nur eine ernste Strenge spiegelte sich in ihnen.

„Ich werde Dir das Geld durch Vermittlung eines Bankiers in New-York auszahlen lassen.“ erwiderte sie; „die Mittel zur Bestreitung der Reisekosten gebe ich Dir, sobald Du die Papiere, deren Du zur Auswanderung bedarfst, mir vorlegst.“

„Bin ich denn ein unmündiger Knabe?“ brauste Rabe in gereiztem Tone auf. „Fürchtest Du, das Geld mir nicht anvertrauen zu dürfen? Wenn ich einmal mein Wort verpfändet habe, dann löse ich es auch ein.“

„Ich habe das Vertrauen auf Dein Wort verloren.“ entgegnete Frau von Studmann kalt. „Du kannst mir das nicht übel nehmen, denn Du selbst trägst die Schuld daran.“

recht sonderbaren Gründen. So schreibt heute der Westfälische Anzeiger, das Organ des Herrn von Schorlemer-Alb: „Ueber das richtige Branntweinmonopol“ haben die Osnabrücker gerade am Vorabend des Festes einen Artikel veröffentlicht, der die schlimmsten Beschränkungen befragt. Als seiner Zeit das Tabakmonopol populär gemacht werden sollte, hing Professor Wagner ihm das sozialpolitische Mäntelchen des „Patrimoniums der Enterbten“ um. Er erreichte damit freilich das Gegenheil von seinem Zweck, denn viele, die über ein einfaches Monopol zu Finanzzwecken mit sich hätten reden lassen, erklärten nunmehr: Nein, von solchen bedenklichen staatssozialistischen Experimenten wollen wir nichts wissen! Jetzt schlagen die Osnabrücker zur Empfehlung des Branntweinmonopols einen ähnlichen Weg ein. . . .“ Wenn es weiter nichts ist, was die ultramontanen Agrarier von der Zustimmung zum Monopol abhält, als das sozialpolitische Mäntelchen, so dürfte die Einigung nicht in allzuweiter Ferne liegen.

In Bezug auf die Ausweisung amerikanischer Staatsbürger aus Schleswig wird den „Hamb. Nachr.“ von Berlin geschrieben: „In dieser Frage ist dem Vereinigen nach ein Einverständnis zwischen Deutschland und Amerika erzielt worden, wie es bei den freundlichen Beziehungen beider Staaten zu einander nicht anders zu erwarten gewesen ist. Im Großen und Ganzen sind die Ausweisungsbefehle während der Verhandlungen in hohem Maße geblieben und bleiben es jetzt für alle Zukunft. Für besondere Fälle jedoch treten sie in Willkür. Der Unterschied, der hierbei gemacht wird, dürfte recht triftige Gründe haben, und allem Anscheine nach werden diejenigen ausgewiesen bleiben müssen, die unmittelbar vor Eintritt ihrer Militärpflichtigkeit Deutschland verlassen haben, in den Vereinigten Staaten sich naturalisiren ließen und dann wieder heimkehrten. In solchen Fällen liegt die Absicht, sich auf diesem Wege der Militärpflicht zu entziehen, so klar zu Tage, daß kaum anders, als es geschehen, dem Uebel zu steuern war. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß seitens der Regierung der Vereinigten Staaten diesem Umstande auch Rechnung getragen worden ist und Deutschland somit keineswegs wieder in der Lage war, den Wünschen Amerikas zu entsprechen und den amerikanischen Staatsbürgern in Schleswig den ferneren Aufenthalt zu gestatten, bei denen ein solcher Dolus nicht unbedingt nachzuweisen gewesen ist.“ — Das klingt recht erfreulich. Es geht aber auch aus dieser (offiziösen?) Mitteilung hervor, daß die Auffassung der amerikanischen Regierung den Sieg davongetragen hat. Amerika ist eben nicht das „heilige“ Ausland!

Eine Versammlung von Domänenpächtern hat dieser Tage in Berlin stattgefunden, welche die Schritte berathen hat, die zu thun sind, um bei der schlechten Konjunktur der landwirtschaftlichen Produkte eine Ermäßigung der Pacht, sowie die Abstellung sonstiger harten Bedingungen, welche der Pachtvertrag den Domänenpächtern auferlegt, zu erlangen. Die Versammlung, welche von etwa 60 Domänenpächtern besucht wurde, beschloß, wie der „Hann. Cour.“ berichtet, ein Gesuch um eine Ermäßigung des zu zahlenden Pachtbetrags von 25 pCt. beim Winter für die landwirtschaftlichen Angelegenheiten einzulegen. Dagegen aus vielen Provinzen Domänenpächter anwesend waren, beschloß man, daß vorläufig nur diejenigen der Provinz Brandenburg in einer Gesamtpetition beim Minister vorstellig werden und erst später, je nach dem Ausfall, die Pächter der anderen Provinzen sich anschließen sollten. Gleichzeitig wurde beschlossen, alle Jahre im Monat Dezember eine solche Versammlung der Domänenpächter abzuhalten, um die gemeinsamen Interessen zu berathen.

Aus Mainz wird der „Frankf. Btg.“ unterm 30. Dezember geschrieben: Von der Staatsanwaltschaft in Frankfurt ist heute Morgen dem Schneidermeister Josef Leyendecker er wegen seiner Beihilfung an dem Begräbnis des Graven Diller — bei welchem es bekanntlich zu den blutigen Szenen auf dem Frankfurter Friedhof kam — eine Anklage zugekommen. Derselbe lautet auf Vergehen gegen den § 116 des St. G. B. (Auslassungsparagraph). — Von einer Bestrafung der Polizeibeamten, welche die fliehenden und weislosen Leutragenden mit Säbelhieben regalt haben sollen, ist bis jetzt noch nichts bekannt geworden. Hoffentlich trägt der Prozeß gegen Herrn Leyendecker dazu bei, daß etwas mehr Licht auf den ganzen Vorgang fällt.

Zur Abwehr des Spiritusverkaufsmonopols tagte im hiesigen Centralhof eine von etwa 50 Spiritusinteressenten und Vertretern größerer Firmen von Berlin, Posen, Breslau und anderen Plätzen besuchte Versammlung. Dieselbe beschloß fast einstimmig, mit allen gesetzlichen Mitteln gegen die Einführung des Monopols Front zu machen und durch Petitionen an zuständige Stelle und durch Agitationen bei den Gütebefürwortern, Landwirthen und Brennereibesitzern in den Provinzen vermittelst Zeitungsartikel und besonderer Broschüren energisch dagegen zu wirken. Die Versammlung stellte zu diesem Zwecke ausreichende Mittel zur Disposition.

Posen, 20. Dezember. Die polnische sozialistische Proklamation, welche hier am ersten Weihnachtstage an vielen Stellen unserer Stadt angeschlagen war, hat auch auf mehre-

ren Straßen in kleineren Paketen oder in zerstreuten Exemplaren gelegen. Die Proklamation ist gerichtet: „An das arbeitende Volk! und endet mit den Worten: „Es lebe der Bund der Völker! Es lebe die soziale Revolution!“ Unterzeichnet ist die Redaktion des „Brydswit“, welcher gegenwärtig unter Redaktion des Sozialisten Mendelsohn, der vor einigen Jahren wegen sozialistischer Agitationen hier vor Gericht stand, in Paris (früher in Genf) erscheint. Uebrigens knüpft die Proklamation an die Ausweisungen an und benützt dieselben zu sozialistischen Agitationszwecken.

Spanien.

Der Madrider Berichterstatter des „Temps“ ist zu der Erklärung ermächtigt, daß sich der kaiserlich veröffentlichte Strafverlaß nach Auffassung der spanischen Regierung auch auf die Person Ruiz Porcilla's erstreckt und daß letzterer daher nicht nur ungehindert nach Spanien zurückkehren könne, sondern man es höheren Ortes sogar gern sehen würde, wenn er sich entschloße, wieder thätig in die politischen Angelegenheiten, etwa als Kandidat für die nächsten Wahlen, einzutreten. — Wenn sich diese Nachricht bewahrheitet, so handelt die neue spanische Regierung weiser wie ihre Vorgängerinnen. Indem sie dem verdammten Republikaner gestattet, ungehindert in sein Vaterland zurückzukehren, verfährt sie die Gemüther in weit höherem Grade, als wie das im entgegengesetzten Falle möglich wäre.

Italien.

Wie sehr das Volk von Misträuen gegen die Regierung befallen ist, zeigt eine Nachwahl zum Parlament in Paola. Dort wurde nämlich der Professor Sbarbaro mit 7700 Stimmen zum Abgeordneten gewählt, während der ministerielle Kandidat nur 3400 erhielt. Und dies geschah, trotzdem Sbarbaro wegen Verleumdung und Verleumdung von Ministern, sowie wegen einer Reihe von Frechereien zu einer siebenjährigen Gefängnisstrafe verurtheilt wurde, welche er gegenwärtig verbüßt. In Folge seiner Wahl ist seine Entlassung aus dem Gefängnis zu erwarten. Die italienischen Blätter erblicken in dieser Wahl ein Anzeichen des ungemein um sich greifenden Misträuens gegen die strenge Unparteilichkeit der Gerichte und die Mallelosgkeit der regierenden Klassen. Die „Opinione“ sagt, Sbarbaro's Wahl gebe zu bedenken, ob nicht etwas geschehen müsse, um dem Volke das Vertrauen wiederzugeben; daß die politische Gesellschaft Italiens kränkle, sei unzulässig; Sbarbaro werde sie nicht heilen, aber seine Wahl müsse Jedermann über die Ausdehnung des Uebels belehren. Die „Rassegna“ und andere gemäßigtere Blätter sagen ungefähr Ähnliches.

Großbritannien.

Wie verlautet, bereitet die Regierung einen Gesetzentwurf vor, der sich nach gleichförmigen Grundsätzen mit einer Reform der Lokalregierung in Großbritannien und Irland befaßt. Der Entwurf ist einem Ausschusse des Cabinets beauftragt, seiner baldigen Einbringung im Parlament unterbreitet worden. Die Regierung wird jeden Vorschlag, der dahin geht, den Lokalbehörden in Irland die Kontrolle über die Polizei einzuräumen, aus Kieferstücken dampfen. — Darnach gewinnt es den Anschein, als ob eine Vertheidigung mit Barmel nicht zu Stande gekommen ist. — John Bright, einer der bekanntesten Liberalen, gedenkt sein Mandat (er vertritt seit Jahren Birmingham) niederzulegen, weil der jüngere Nachwuchs seiner Partei ihm zu radikal wird. Auch ein Zeichen der Zeit.

Ägypten.

Die Engländer wollen wieder einmal die Sudanesen besiegeln haben. In Kairo traf eine Depesche ein, in welcher General Stephenson aus dem Orte Koschek meldet, er habe den Feind angegriffen und geschlagen und den Ort Ghinnis besetzt. Der Feind befand sich im vollem Rückzuge, die Kavallerie lege die Verfolgung noch fort. Der Verlust des Feindes sei sehr bedeutend, zwei Kanonen und 20 Fahnen wurden erbeutet, auf englischer Seite sei ein Lieutenant gefallen, ein Lieutenant und 20 Mann wurden verwundet. — Hinterher wird sich wohl wieder herausstellen, daß dieser Sieg ähnlich früheren und ohne jede Bedeutung gewesen ist.

Amerika.

Die in San Francisco wegen Theilnahme an einer Dynamit-Verschöpfung verhafteten Personen heißen der „N. Y. H.-B.“ zufolge: Julius C. Koosher (eigentlich Kowalski) aus Russland, Henry Weismann, ein Chemiker aus Bayern, Charles Mittelstadt und Oscar Eggers. Die vier Angeklagten sind Mitglieder der Anti-Chinesen Liga. In dem Hauptquartier der Verschwörer befand sich ein Laboratorium zur Anfertigung von Höllemaschinen. Die verhafteten Verschwörer erklärten ganz offen, sie seien Dynamiter und hätten beabsichtigt, eine Anzahl ihnen im Wege stehender Bürger zu ermorden und darauf das Chinesenquartier in San Francisco zu zerstören. — In Sacramento, Kalifornien, fand am 10. v. M. eine Versammlung von Geschäftleuten und Arbeitern statt, in welcher der Vorschlag zur Abhaltung einer Staatskonvention gemacht wurde, um Maßregeln zur Ausbreitung der Chinesen zu ergreifen.

Beforgt ruhte der Blick Arabella's auf dem blassen Antlitz der Mutter, es mußte ein aufregender Auftritt zwischen ihr und dem Bruder stattgefunden haben, das unterlag keinem Zweifel.

„Wäre Dadel Georg ihm hier begegnet, so würde er nicht so gnädig davon gekommen sein.“ sagte sie.

„Ich bitte Dich noch einmal, forsche nicht weiter.“ erwiderte Frau von Stuckmann, die Augen verlegen niederschlagend, „Du wirst begreifen, wie schmerzlich es ist, den eigenen Bruder anklagen zu müssen. Schweigen wir darüber, wir sprachen vorher von Deiner Kindheit, Siegfried, nehmen wir den abgebrochenen Faden wieder auf.“

Wie aus einem Traume erwachend, strich Siegfried mit der Hand über Stirne und Augen, dann warf er einen Blick auf seine Uhr.

„Es würde der Mühe nicht lohnen, liebe Mama.“ sagte er, „ich muß leider Euch so leicht verlassen.“

„So frühe schon?“ fragte Arabella überrascht. „Du bist ja erst vor einer Stunde gekommen.“

„Und hätte mein Versprechen und meine Sehnsucht nach Dir mich nicht mit zwingender Gewalt hierher getrieben, so würde ich mein Bureau nicht verlassen haben.“

„Du hast heute noch Amtsgeschäfte?“ fragte die Generalin.

„Vielleicht, mit Sicherheit weiß ich es noch nicht.“

„Wenn Dein Anwalt weiß, wo er Dich findet, dann kannst Du ja hier warten, bis Du gerufen wirst.“ sagte Arabella, indem sie den Arm um den Geliebten schlang und ihn bittend anschaute.

Siegfried schüttelte ablehnend das Haupt.

„Ich darf das nicht.“ entgegnete er, „es handelt sich um ein schweres Verbrechen, dessen Enthüllung heute Abend bevorsteht. Wenn die Nachricht, die ich heute Mittag erhalten habe, auf Wahrheit beruht, so ist euer früherer Kammerdiener der Thäter.“

„Joseph?“ fragte die Generalin bestürzt. „Was soll er verbrochen haben?“

„Er ist eines Raubmordes beschuldigt.“

„Unmöglich!“

„Ob er die That wirklich begangen hat, liebe Mama,

— Den Mormonen dürfte nachgerade doch etwas ungemüthlich zu Muthe werden, denn man beginnt ihnen von allen Seiten zu Leibe zu gehen. Nachdem sich Präsident Cleveland in seiner Volksschaft an den Kongreß so entschieden für Unterdrückung der Polygamie ausgesprochen, hat Senator Edmunds im Senate eine Bill eingebracht, welche die unter der Administration des Präsidenten Buchanan den Mormonen zugestandenen politischen Nachbefugnisse widerruft. Im Territorium Idaho, woselbst die Mormonen fast vertreten sind, hat die Legislatur ein radikales Mittel zu ihrer Unterdrückung ergriffen, indem sie ein Gesetz passirt hat, durch welches den Angehörigen aller polygamistischen Gemeinschaften die bürgerlichen Rechte entzogen werden. Die Mormonen bestritten die Konstitutionalität dieses Gesetzes, erlitten damit aber eine Niederlage, indem die Supreme Court des Territoriums die Legislatur unterstützte. Eine weitere sehr empfindliche Niederlage haben die Mormonen jedoch in Folge einer Entscheidung der Vereinigten Staaten Supreme Court (höchster Gerichtshof) erlitten. Der Mormonenälteste Canon, welcher vom Bundesgericht in Salt Lake City wegen Polygamie zu sechsmonatlicher Gefängnisstrafe und zur Zahlung einer Strafe von 300 Doll. verurtheilt worden war, hatte gegen dieses Urtheil an die Supreme Court appellirt. Letztere hat die Entscheidung des Gerichtes niederer Instanz bestätigt und bei dieser Gelegenheit eine Auslegung dessen gegeben, was unter Polygamie zu verstehen ist. Darnach macht sich ein Mann dieses Verbrechens schuldig, wenn er mit zwei Frauen zusammen in demselben Hause wohnt, mit ihnen zusammen an demselben Tische isst und dieselben durch seine Worte oder Handlungsweise vor den Leuten als seine Gattinnen hinstellt. — Die Bundesregierung hat eine beträchtliche Anzahl von Truppen in der Nähe von der Salts-See konzentriert, um irgend welche Auflehnung gegen die Durchführung des Edmunds-Gesetzes sofort energisch unterdrücken zu können.

Lokales.

Der diesjährige Winter ist bis jetzt ein nebelreicher gewesen, und weitere Nebel werden in Aussicht gestellt. Ueber außergewöhnlichen Nebel bringt ein französisches Journal ganz interessante Angaben. „Man kündigt“ so sagt das Blatt, „für diesen Winter an, daß er besonders fruchtbar an starken Nebeln sein werde. Man weiß, daß der Nebel durch Wasserdämpfe, die in einer Atmosphäre vorhanden sind, welche kälter als der Erdboden ist, sich aus hohlen Spherules, rundmischelförmigen Gestalten, ziemlich ähnlich den unendlich kleinen Seifenbläschen, bildet. Wenn es zum Regnen kommt, kondensiren sich diese kleinen Spherules und werden Wassertropfen. Es hat Nebel gegeben, die historisch geworden sind: z. B. liegt man in dem Tagebuch der Regierung Heinrich III.: „Sonntag den 24. Tag des Januar 1588 erhob sich über der Stadt Paris und der Umgegend ein so dicker Nebel, besonders von Mittag bis zum anderen Morgen, wie er bis dahin niemals gesehen ward; denn er war so schwarz und so dick, daß zwei Personen, welche miteinander die Straße wandelten, sich nicht sehen konnten, und man war gezwungen, sich der Beschaffenheit zu bedienen, um sich gegenseitig zu erkennen, obgleich es noch nicht einmal 3 Uhr war. Wilde Gänse und andere fliegende Thiere wurden in Massen gefunden, welche in die Höhe und Räume der Häuser gefallen waren.“ Nebel dieser Art sind häufig in London, wo man das Gas in den Straßen anzünden muß. 1783 bedeckte zeitweise ein immenser Nebel Europa und den Atlantischen Ozean. 1822 und 1823 waren die Nebel in Frankreich so stark, daß man mitten am Tage ohne irgend welche Behinderung anhaltend in die Sonne mit bloßem Auge blicken konnte. Es gibt eine Art Nebel, die ganz besonders unangenehm ist. Das sind die schlecht riechenden Dünste, deren Gestank man Massen oder organischen Stoffen zuschreibt. Man bemerkt sie vorzüglich an den Rändern von Sümpfen und muß sich vor ihnen sorgsam hüten.“

Praktische Reklame durchs Inferiren. Ein renommirter Modewaarenhändler der Friedrichstraße wurde kürzlich von einem seiner elstischen Lieferanten besucht und bei dieser Gelegenheit gefragt, warum er jede Novität ein Duzend Mal in den Zeitungen annonziren lasse. Der betreffende Geschäftsmann erwiderte darauf: „Wenn ich z. B. ein neues Muster von Frühlingsroben für Damen das erste Mal ankündigt, wird diese Annonce gar nicht bemerkt. Wiederholt wird sie das zweite Mal bemerkt, aber man hat weder Zeit noch Lust, sie zu lesen. Das dritte Mal sieht man sie und liest vielleicht die Ueberschrift. Wiederhole ich nun die Anzeige zum fünften Mal, da liest man sie nochmals und geht mit sich zu Rathe, ob man der Frau Gemahlin, Fräulein Braut, Tochter, Nichte u. etwa ein Präsent damit machen könne. Das sechste Mal kommt man darüber ins Klare, daß eine solche Robe ein prächtiges Geschenk sein müsse. Dies ist die Ankündigung der Novität zum siebenten Mal, so kommt es zum Beschluß, die Robe gelegentlich in Augenschein zu nehmen. Das achte Mal wird der Entschluß fester. Das neunte Mal thut man es wirklich, kauft aber noch nicht. Das zehnte Mal hat es die

darüber kann ich jetzt noch nicht urtheilen. Ich weiß nicht, ob der Name Jakob Hochmuth Dir bekannt ist — „Hochmuth?“ unterbrach Frau von Stuckmann ihn mit wachsender Erregung. „Gewiß! Der Mann ist ein Bucherer, er hatte meinem Bruder Geld geliehen, er wandte sich in einem unverkämmt groben Briefe an mich, um dieses Darlehen von mir zurückzufordern.“

„Und Du hast diesem Verlangen Folge gegeben?“ fragte Siegfried, in dessen Seele ein neuer Verdacht aufzutauchen schien.

„Nein, aber die Schuld ist getilgt.“

„Weißt Du das so sicher?“

„Mein Gott, Siegfried, Du wirst doch nicht —“

„Beruhige Dich, Mama, gegen Deinen Bruder liegt ja nicht der geringste Verdacht vor.“ sagte Siegfried rasch. „Ich wußte nicht, daß der Ermordete derartige Geschäfte machte, es war mir ebenso unbekannt, daß Dein Bruder mit ihm in Verbindung stand. Hochmuth wurde heute Morgen in seinem Wohnzimmer ermordet gefunden, sein Geld und seine Werthpapiere werden vermißt, also liegt offenbar ein Raubmord vor. Wir fanden keine Spur, die wir hätten verfolgen können, die Frau Siebel, Deine ehemalige Wärterin, die in demselben Hause wohnt, will gestern Abend einen dumpfen Schrei gehört haben, aber sie hat nicht weiter darauf geachtet.“

„Und Joseph?“ fragte Arabella in fieberhafter Erwartung.

„Der Mann jener Frau Siebel kam heute Mittag zu mir, er hat gestern Abend spät seine Frau noch besucht; ich muß dabei noch bemerken, daß er nicht bei ihr wohnt. Als er das Haus verließ, begegnete ihm Hochmuth in Begleitung eines anderen Mannes, in welchem er den Kammerdiener Rabe's erkannt haben will.“

„Aber kennst er Joseph so genau, daß er das mit Sicherheit behaupten kann?“ fragte die Generalin.

„Ich habe diese Frage auch an ihn gerichtet, er antwortete mir, er habe noch am Nachmittage des gestrigen Tages den Kammerdiener in der Wohnung Deines Bruders gesehen, er könne sich nicht wohl irren.“

„Aber daraus geht doch noch immer nicht hervor, daß

„Es ist immer noch so, wie es früher war“, sagte Rabe mit schneidendem Hohn, „hinter allen Thüren stehen Horcher und Spione.“

Dem Affessor schoß das Blut in die Wangen, er mußte gewaltsam an sich halten, um den auflobernden Zorn in Schranken zu halten.

„Wer hat Ihnen erlaubt, dieses Haus zu betreten?“ fragte er mit scharfer Betonung. „Bringen Sie Ihre Sottisen in Ihre Kneifen an, wir verbitten sie uns!“

„Feigling!“ knirschte Rabe.

Siegfried richtete sich hoch auf, ein flammender Blick zuckte aus seinen Augen, erschreckt legte Arabella ihre Hand auf seinen Arm, als ob sie eine Gewaltthat befürchte, an deren Ausübung sie ihn hindern wolle.

„Daß Sie mich nicht beleidigen können, hat mein Vater Ihnen gestern deutlich genug bewiesen“, sagte er; „wenn Sie es dennoch versuchen, so bleibt mir nichts übrig, als Ihnen die Thüre zu zeigen. Ich erwarte, daß Sie ohne Bezug sich entfernen, Ihrer Familie wegen würde ich es bedauern, wenn Sie mich nöthigten, das Dienstpersonal zu rufen.“

Wilibald Rabe schleuderte seinem Gegner einen Blick des erbittertesten Hasses zu, aber da in diesem Moment auch die Generalin auf den Korridor hinaustrat, drängte er die Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte, zurück.

Mit einer drohenden Verwünschung eilte er an dem Brautpaar vorbei, die Treppe hinunter.

„Was wollt er hier?“ wandte Arabella, tief aufathmend, sich zur Mutter.

„Daß mich Schweigen darüber“, antwortete die Generalin mit einer abwehrenden Handbewegung, „wir haben ihn hoffentlich zum letzten Male gesehen. Er wird in den nächsten Tagen Europa verlassen.“

„Schon so bald?“ fragte Siegfried überrascht. „Hat er den Tag seiner Abreise bereits festgesetzt?“

„Nein, er muß warten, bis eine geschäftliche Angelegenheit geordnet ist.“

Während dieser kurzen Unterredung war die Generalin mit ihren Kindern in das Boudoir zurückgekehrt; sie schloß, Franziska brachte Licht.

betreffen
reflex
die ang
Mal w
Erfüllu
berniß
zu laus
Robens
einleuch
praktisc
tation u
R.
geringen
spät ist,
immer n
achfolgt
Tage
einem
ein defec
aber nie
Mittwo
empfan
Schänd
darin em
liche Mi
zu erhalt
Ein
Brunew
Schildd
einzig in
laum zu
Selbstm
leben ein
frunkens
in der fr
Bortal,
wodurch
alle dem
dessen sc
haben.
Rücken
Feldstein
Grabes
vor ein
armfellig
man ein
und wie
zwei Fuß
dem der
innere C
so daß
Schildd
Blattes
betreten
Ich ersch
bedeuten
weniger
Hügel m
schwarz
engel gef
Arbeiter
vielleicht
keine Art
so arm se
wohl das
Grabes
Oder es
ihn ruhe
mag ihn
paar al
lehte Ruf
Wenig
haben, e
habe? W
Schreiben
geht nicht
berum —
ist auch
dann har
aber sind
— Diese
auch wie
sam gerad
schmalen
ohne Klag
ganz kurz
den eine
brachte
leben nie

betreffende Dame schon selbst gelesen und kommt mit dem direkten Besuch zum Herrn Gemahl, Bräutigam, Onkel etc., ihr die angekündigte neue Frühjahrsrobe zu lassen. Das erste Mal wird diese Bitte wiederholt und man verspricht die Erfüllung derselben. Erst das zwölfte Mal, wenn kein Hinderniß dazwischen tritt, geht man wirklich daran, die Novität zu kaufen. — In dieser Auseinandersetzung des Berliner Modewaarenhändlers, welche auch dem eskapistischen Fabrikanten einleuchtet, liegt viel Wahres und sicher die Thatsache, daß die praktische Kellame das natürliche Ergebnis der üppigen Vegetation unseres Gewerbes ist.

B. Trost aller öffentlichen Warnungen. bei auch nur geringen Verletzungen Vorzicht anzuwenden, und, ehe es zu spät ist, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, scheint es dennoch immer wieder Leute zu geben, die dergleichen lächelnd und achselzuckend unbeachtet lassen. So hatte sich vor einigen Tagen die in der Bernauerstraße wohnende Frau Benzle an einem Finger der rechten Hand beim Geschirrmachen, durch ein defektes Glas, eine nur kleine Verletzung zugezogen, die sie aber nicht weiter beachtete. Als Frau B. am vergangenen Mittwoch einen Gegenstand mit Juckensäure gereinigt hatte, empfand sie im rechten Arm einen zuckenden, stechenden Schmerz. Der Arm schwellte schnell und immer stärker an, so daß sie denselben zu keiner Arbeit gebrauchen konnte. Am Mittwoch suchte Frau B. auf dringendes Bitten einer Nachbarin endlich ärztliche Hilfe auf und nun wurde ihr die schreckliche Mitteilung, daß es schwer gelingen würde, ihr den Arm zu erhalten.

Ein einsamer Friedhof. Wer seine Schritte durch den Brunwald dem Havelstrande zuwendet, kann in der Nähe Schildhorn einen Friedhof sehen, dessen Einfachheit wohl einzig in seiner Art und ein weiter in ganz Deutschland wohl kaum zu finden sein dürfte. Es ist dies der Friedhof für die Selbstmörder, welche im Brunwald und in der Havel ihrem Leben ein Ende gemacht haben. Erschossene, Erhängte, Ertrunkene, alle ruhen hier friedlich nebeneinander. Hier, mitten in der freien, schönen Natur ruhen diese Unglücklichen. Kein Portal, kein Gitter, kein Kreuz, keine Tafel, keine Inschrift, wodurch sich doch sonst ein Friedhof kennzeichnet, nichts von alledem. Es ist ein vierediger, ziemlich großer, sandiger Platz, dessen schlanke Fichten ringsum ein natürliches Gitter gebildet haben. Man sieht nur eingefallene Sandhügel, auf deren Rücken kein grünes Hälmchen sproßt. Ein paar gewöhnliche Felssteine liegen auf jedem Hügel, die das Kopfende des Grabes bezeichnen sollen. Auch eine Leichenhalle hat man hier vor einiger Zeit errichtet. Sie stellt ein kleines, armseliges Bretterhäuschen dar, durch dessen Fensterchen man einen Blick in das Innere werfen kann. Ach, und wie traurig steht es auch hier drinnen aus. Eine zwei Fuß hohe Brüstung, mit einem etwas erhöhten Brett, auf dem der Kopf des Toten zu liegen kommt, ist die ganze innere Einrichtung. Die Brüstung ist ungefähr vier Fuß breit, so daß zwei neben einander liegen können. Ich besuche Schildhorn sehr häufig, so schreibt uns ein Freund unseres Blattes, und habe erst kürzlich wieder den stillen Friedhof betreten und auch die Gräber gezählt. Es sind 56 an der Zahl. Ich erschau fast, denn die Zahl hat sich in kurzer Zeit um ein Bedeutendes vermehrt; vor einem Jahre waren es viel, viel weniger. Der Selbstmord ist im Wachsen begriffen! — Ein Hügel zeichnet sich von allen anderen durch ein kleines schwarzes Kreuz aus, vor welches ein kleiner knieender Engel gestellt ist. Wer mag hier unten ruhen? Ein junger Arbeiter vielleicht, der lange beschäftigungslos war? Fremd vielleicht in der fremden Welt, keine Eltern, keine Geschwister, keine Arbeit, kein Ofen, kein Obdach. — Ach! man kann noch so arm sein, einen Strich findet man noch immer. — Wer mag wohl das Kreuzchen und den kleinen Engelsengel auf den schalen Grabeshügel gesetzt haben? Vielleicht eine stille Liebe? Oder ein Freund? Wer kann es wissen? — Lassen wir ihn ruhen und geh'n zu einem anderen Hügel. Wer mag hier schlafen? Auf dem Hügel liegen ein paar alte Hosenstücke. Sollten sie des Selbstmörders letzte Zuflucht gewesen sein? Ihr armen Unglücklichen! — Wieviel Leid, Enttäuschung und Dummer müßt Ihr gelitten haben, ehe Ihr euch zu dem letzten aller Schritte entschlossen habt? Wie hat vielleicht die arme Brust gekämpft vor dem Scheiden. Soll ich, oder soll ich nicht? — Nein, nein, es geht nicht mehr, ich muß! — Ein starker Zweig — ein Strich herum — den Kopf hindurch, — geschieden ist! — Vielleicht ist auch Mancher dabei, der durch Selbstschuld gesunken, und dann Hand an sich gelegt hat; das wird Niemand freiten, aber sind diese nicht auch noch trotz alledem bedauernswert? — Diese letzten Weibchen, am dritten Feiertage, war ich auch wieder auf dem Friedhof. Es war Vormittag, und ich kam gerade dazu, als man wieder zwei Selbstmörder in ihren schmalen Särgen in die Gruft hinab ließ. — Ohne Thräne, ohne Klage. — Das ging Alles sehr geschäftig schnell, und in ganz kurzer Zeit hatten auch sie ihre Sandhügel. Beide wurden eine Woche zuvor im Brunwald erhängt gefunden. Man brachte sie nach der kleinen Leichenhalle, wo sie, die sich im Leben nie gesehen hatten, Beide nebeneinander mehrere Tage

auf der Brüstung gerast haben. Da sich keine Angehörigen gemeldet haben, so wurden sie gemeinschaftlich in die kalte Gruft gesenkt. Im Tode vereint. — Mit einem der Leute, welche mit dem Zuerstern der Gruft beschäftigt waren, sprach ich. Er erzählte mir, daß die Leichen ganz fest gefroren waren und bedauerte, daß man ihnen nicht mal die Kleider ausziehen konnte, da dieselben ebenfalls fest gefroren waren. „Bei den Einen war der Kopf und die Hufe und das Hemde noch ganz gut, und nun habe ich bloß die zwei Filzhüte“, fügte er mit einem fast komisch traurigen Gesichtsausdruck hinzu. — Ihr armen Todten! Man möchte Euch auch noch die Kleider von Euren erstorbenen Leibern retten. — Im Leben hat man Euch betrogen — und im Tode nimmt man Euch noch das Letzte. Nun sind es 56 an der Zahl. — Ein kalter Wind wehte von der Havel herüber, die schlanken Fichten neigten wie wehmüthig ihre Köpfe hin und her. — Traurig verließ ich die Unglücksstätte und möchte mit Heime sagen:

— wenn ich sie zähle,
so will verbluten meine Seele.

Die Folgen der Weihnachtsbescherungen. Die schöne goldene Weihnachtszeit mit ihrem Glanze und Jubel, mit ihren Lichtern, ihren Erwartungen und ihrem Freudentaumel ist vorbei. Die Herzen schlagen wieder ruhig, aber Jeder fühlt, daß die Beweise der gegenseitigen Liebe das die Familienglieder umschlingende Band noch enger geknüpft haben. Nur dem Volle sind die öffentlichen Weihnachtsbescherungen wieder zum Unseligen geworden, der noch lange nachschleppt und über das ganze Jahr hinweg seine verderblichen Folgen zeigt, die dann beim nächsten Weihnachtsfeste vollständig in Müll übergehen. Für die Geber liegt eine große Freude in der Bescherung, wer will das leugnen, und dadurch werden selbst sonst klare Köpfe wirr gemacht. Sie denken an die eigene Freude über dem Anblick der Freude, ohne sich irgend welche Folgen klar zu machen. Wenn das Schenken nicht auf Gegenseitigkeit beruht, oder die natürlichen Verhältnisse es mit sich bringen, wie bei Eltern und Kindern, oder bei Herrschaft und Dienerschaft, wo oft sogar die Weihnachtsgeschenke als ein Theil des Lohnes von vornherein festgesetzt sind, erzielt dasselbe bei Gebern und Nehmern nur schlechte Ergebnisse. Erstere nehmen sich nicht die Mühe, so wie es Noth thäte, helfend einzugreifen, und armen Familien möglich zu machen, ihre Weihnachten im Familienkreise selbst zu feiern, anstatt sich sie feiern zu lassen. Es werden eine Anzahl Kinder zusammengetrieben, die Geber stürzen hin und her, um Alles recht schön einzurichten, aber ob es geschieht, um die Kinder, zu erfreuen oder nur um sich selbst, oder vielleicht auch ihrer Eitelkeit zu genügen, ist dabei schwer zu entscheiden. Immer besetzt sie aber das Gefühl, daß sie, sie, sie ein edles Werk vollbringen. Und das Gefühl ist ein sehr angenehmes, auch wenn es so leicht erlaucht wird, wie durch eine Weihnachtsbescherung.

Wenn nun die Freude auf den Gesichtern der Kinder glänzt, und — immer von dem Helligenschein des edeln Werkes umgeben — hundertfach auf die Geber zurückstrahlt, so ist das reizend — für die Geber auch ohne die Dankesworte der Eltern und Kinder die noch hinterdrein kommen. Dann geht man auseinander als — zwei verschiedene Klassen von Menschen, mögen sich auch die Geber und Nehmer in ihrer Stellung, ihrer geistigen Entwicklung, ja vielleicht auch in ihren Vermögensverhältnissen noch so nahe stehen. Das unselige Klassenbewußtsein ist wieder um einen Spatenstich tiefer gegraben, die Spaltung vergrößert worden, anstatt daß sich wie bei jedem anderen stöhnlichen Feste das gegenwärtige Verständnis erweitert und angefangen hätte, die Luft zu überbrücken. Die Geber gehen mit dem erhebenden Gefühl zu Bett, ein außerordentlich gutes Werk mit außerordentlich wenig Mühe gethan zu haben; die Nehmer mit dem erniedrigenden Gefühl auf die öffentliche Wohlthätigkeit durch ihre Armut angewiesen zu sein. Je klarer die Eltern der beschenkten Kinder denken, desto mehr muß diesem bitteren Gefühl gegenüber die Dankbarkeit zurücktreten, wo aber kein Selbstbewußtsein vorhanden ist, zieht in die Herzen der Nehmer die einfache nackte Bescherung ein. Das Kind hat ein Schürchen, ein Hemdchen, Pfefferkuchen, Nüsse u. s. w. bekommen, das war sehr angenehm, denn es brauchte alles nothwendig, was können wir also thun, damit es das nächste Mal wieder zu Bescherung herangezogen wird? Dieser Gedanke sät eine giftige Saat, die, je nach dem Boden und der Pflege, die sie findet, das ganze Jahr über in Freude, Berechnung, Verstellung und Kriecherei emporwuchert. Und zwar nicht nur bei den Beschenkten, sondern der Einfluß dehnt sich auch auf alle die Leute aus, die gern beschenkt worden wären, mit unterdrücktem Neid und Mißgunst zusehen mußten, und hoffen im nächsten Jahr daran zu kommen. Wo bleiben da die Hoffnungen, die jeder edel denkende und einsichtsvolle Arbeiter hegt, daß sich nach und nach auch bei dem ärmsten Menschen das Bewußtsein seiner Menschenwürde geltend machen, und daß er lernen wird, sein Menschenrecht zu fordern, anstatt kleine niedrige Mittel anzuwenden, um Wohlthaten von seinen Mitbüdern zu erlangen, die ebenso nackt und hilflos geboren worden sind wie er. Die bittere Bille des Nehmens wird in

Goldpapier und Lichterschimmer eingehüllt, und durch scheinbares Wohlwollen und scheinbare Liebe der Stolz, der in jeder Menschenbrust wohnen soll, eingeschläfert und — schließlich zu Grabe getragen. Das sind die Folgen unserer heutigen öffentlichen Massenweihnachtsbescherungen, unter deren Einfluß das junge Geschlecht heranwächst. Wer aber den Aimen wahrhaft wohl will, wer wahrhaft die Menschheit liebt, der möge sich nicht mit Lichtern auf den Bäumen abgeben, sondern ernsthaft dazu helfen, daß es Licht in den Geistern werde. Wir würden dann keine Weihnachtsbäume für alle Welt brauchen, denn dann würde auch die bescheidenste Familie sich ihr eigenes Bäumchen selbst anstellen können.

Der wohlhabende Sohn einer hiesigen Kaufmannsfamilie, der nach Verübung mehrerer Strafe vor zwei Jahren von seinen Verwandten nach Amerika transportirt wurde, lehrte, wie der „B. B. C.“ erzählt, vor etwa einem Jahre nach Europa zurück und beglückte zunächst Paris mit seiner Gegenwart. Nachdem alle seine Versuche, die Angehörigen zu weiteren Geldsendungen zu veranlassen, an dem Widerstande derselben gescheitert waren, reiste derselbe nach Afrika und ließ sich dort bei der französischen Fremdenlegation anwerben. Aus den von dort an die hiesigen Verwandten gerichteten Briefen geht hervor, daß der leichtsinnige junge Mann zu einer fünfjährigen Dienstzeit in der französischen Truppe sich verpflichtet hat. Inzwischen war aber die Rückkehr des Sohnes nach Deutschland nothwendig geworden, und die Angehörigen setzten bei den französischen Behörden alle Hebel in Bewegung, um die Entlassung ihres Angehörigen aus der Fremdenlegation herbeizuführen. Als aber alle diese Versuche vergeblich waren, beschloß die Familie des Fremdenlegations, denselben zur Flucht von seinem Truppentheile zu veranlassen. Um diesen Fluchtplan zur Ausführung zu bringen, beorderte der um seine Mitwirkung hierbei angegangene Dirigent eines Berliner Instituts einen Angestellten seiner Filiale in Paris nach Afrika, der, mit nicht unbedeutenden Geldmitteln und Kleidungsstücken versehen, vor drei Wochen in Algier landete, um bei der Flucht des Fremdenlegations hilfsreiche Dienste zu leisten. Nach einer nun während der Festtage hierher gelangten Nachricht war die Flucht des Soldaten von seinem Truppentheile, der im Innern der französischen Kolonie in Garnison lag, glücklich bewerkstelligt, und nach mehrwöchiger beschwerlicher Reise auch die Küste des Mitteländischen Meeres erreicht worden. Hier aber witterte ein französischer Polizeist in den beiden Fremden französische Deserteure und bewirkte ihre Verhaftung. Nachdem sich diese Vermuthung hinsichtlich des Ausreisers bestätigte, ist derselbe gefesselt nach Algier transportirt worden, und dürfte seine Beurtheilung nach den dort bestehenden strengen französischen Militär-Gesetzen bereits erfolgt sein. Welche Strafe demselben zukommt, weiß man noch nicht, ebenso ist über das Schicksal des Helfers Helfers, auch eines Deutschen, etwas Weiteres nicht bekannt geworden. Um Gewißheit hierüber zu erhalten, ist ein anderer Angestellter desselben Instituts von Berlin aus nach Afrika gesandt worden, der die Reise dorthin über Paris am Montag angetreten und zunächst versuchen wird, in der französischen Hauptstadt zu Gunsten der Beiden bei den französischen Militär-Behörden zu interveniren.

Die interessanten Naturanfassungen von Amerika Kallifornien mit den teleskopischen Ansichten des Mondes im Kaiser-Panorama (Passage) erregen solch vielfache Bemerkung, daß die Plätze bei Wettem nicht ausreichen. Neben diesen Ansichten ist der Jollus Paris ausgestellt. Die Weihnachts-Ausstellung wird nur noch heute und morgen zu sehen sein.

Velle-Alliance-Theater. Die Aufführungen der Emil-Pöhlischen Gesangsposse „Lucinde vom Theater“ erfreuen sich allabendlich der beifälligsten Aufnahme. Die Posse ist so reich an komischen Situationen, wird so vortrefflich dargestellt, daß selbst der griechgrünigste Hypochonder schließlich in das frohe Lachen des Publikums mit einstimmen muß.

Polizei-Bericht. Am 30. v. M. Vormittags wurden eine Frau auf dem Berdeischen Markt von einer Droschke und ein Mann in der Vellealliancestraße von einer Equipage überfahren und dabei derartig verletzt, daß erstere nach dem südlichen Krankenhaus, letzterer nach der Charite gebracht werden mußte. — Auf dieselbe Weise verunglückte einige Stunden später ein in der Holzgartenstraße in Dienst stehendes Mädchen, indem dasselbe in der Niederlagstraße von einem Geschäftswagen überfahren und am rechten Knöchel so schwer verletzt wurde, daß es mittelst desselben Wagens nach seiner Wohnung gebracht werden mußte. — An demselben Nachmittag fiel eine Frau am Halleischen Thorgebäude in Folge Ausgleitens zur Erde und brach den Arm. Sie wurde mittelst Droschke nach ihrer Wohnung gebracht. — Um dieselbe Zeit brachte ein in der Alsterstraße wohnhafter Mann sich in selbstmörderischer Absicht mit einem Tischmesser mehrere lebensgefährliche Schnitte in den Hals bei, so daß er mittelst Tragetorbes nach dem Lazarus-Krankenhaus gebracht werden mußte. Derselbe litt an Colik und soll den Selbstmordversuch in einem Anfall von Geistesstörung begangen haben.

Joseph das Verbrechen begangen haben muß,“ erwiderte Krabella.

„Die Frau Siebel will den Schrei gehört haben, kurz nachdem ihr Mann sie verlassen hatte,“ sagte Siegfried; dies gibt dem Verdacht gegen den Kammerdiener eine Stütze, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Das Weitere muß nun die Untersuchung ergeben.“

„Ich glaube, Du verfolgst da eine falsche Fährte,“ sagte die Generalin kopfschüttelnd. „Joseph mag in jeder anderen Beziehung sein, wie er will, aber ich halte ihn nicht fähig, ein solches Verbrechen zu begehen.“

„Wie gesagt, die Untersuchung muß es ergeben,“ erwiderte Siegfried achselzuckend, während er langsam seine Handschuhe anzog; „ich habe meine Maßregeln getroffen, wie die Amtspflicht es mir gebot, es ist sehr wahrscheinlich, daß Joseph heute Abend verhaftet wird. Und deshalb muß ich euch jetzt verlassen.“

Die beiden Damen konnten ihrer Bestürzung nicht so rasch gebieten, die Vermuthung, daß Rabe auch in diese Sache verwickelt werden könne, lag ja zu nahe.

Vielleicht war die Schuld noch nicht geiligt, vielleicht hatte der Ermordete seinem Schuldner mit gerichtlicher Klage und anderen Zwangsmitteln gedroht, und Rabe hatte durch diese Drohungen sich hinreichend lassen, in Verbindung mit seinem Diener die That zu begehen!

Daß Siegfried diese Vermuthungen theilte, ging aus einer nachdenklichen Miene hervor, und sagte in seiner Seele ein Verdacht einmal Wurzel, dann ließ sich auch erwarten, daß er ihn verfolgte.

„Ich will Dir ein Pferd fatten lassen,“ brach die Generalin endlich das peinliche Schweigen, Franz kann Dich begleiten und das Pferd wieder zurückbringen.“

Siegfried lehnte das Anerbieten dankend ab.

„Ich ziehe vor, zu Fuß zu gehen,“ sagte er, der Spaziergang in der herrlichen Luft wird mir wohl thun, und in einer halben Stunde bin ich ja an meinem Ziele angelangt.“

„Du wirst ermüdet ankommen,“ schaltete Krabella ein. „Nicht doch, Geliebte, ein solcher Spaziergang erfrischt, und vor allen Dingen beruhigt er die aufgeregten Nerven.“

Adieu, liebe Mama, wenn meine Zeit es erlaubt, bin ich morgen Abend wieder hier.“

Die Generalin hielt seine Hand fest in der ihrigen, er sah die schönen Augen in angstvollem Flehen auf sich gerichtet, und er verstand die Bedeutung dieses Blicks, er wußte, warum sie ihn bitten wollte.

Krabella gab ihm das Geleite; auf der Terrasse nahm sie Abschied von ihm.

„Es ist mir, als hänge ein schweres Gewitter über uns,“ sagte sie mit leise zitternder Stimme, „als müsse dieses Gewitter sich mit fürchterlicher Gewalt über uns entladen. Kenne diese Ahnungen thöricht, Siegfried, ich kann ihnen nicht gebieten.“

„So müssen wir in Geduld abwarten, ob sie sich erfüllen werden,“ erwiderte Siegfried, der ihr keinen besseren Trost zu geben wußte, „was auch kommen mag, wir tragen es gemeinsam.“

„So glaubst auch Du —“
„Nichts, Geliebte, ich lasse die Ereignisse an mich herantreten und Sorge nur dafür, daß sie mich nicht unvorbereitet finden. Den Mächten des Geschicks können wir nicht gebieten.“

„Nur um Eins bitte ich Dich, schone so viel es Dir möglich ist den Bruder unserer theueren Mama!“

„Und der Schuldbote? Soll er für ihn büßen?“

„Nein, nein, aber wäre es denn nicht möglich, den Schuldigen entlassen zu lassen?“

„Das wäre eine Pflichtverletzung, die ich selbst mir niemals vergeben könnte!“ sagte Siegfried ernst.

„So will ich die Verantwortung auf mich nehmen,“ erwiderte Krabella erregt. „Gieb mir nur einen Wink, wenn die Gefahr ihm nahe ist, ich werde —“

„Geliebte, Du weißt selbst nicht, was Du verlangst,“ unterbrach Siegfried sie. „Ich kann und darf in keiner Weise gegen meine Pflicht handeln, und wäre der Schuldige mein eigener Bruder, ich müßte ihn dem Gericht überliefern. Das Einzige, was mir in diesem Falle zu thun bliebe, wäre, die Untersuchung einem anderen Richter zu übertragen. Und bis zu dieser Stunde beschränkt sich ja Alles nur

auf Vermuthungen, eine Anklage ist gegen diesen Mann noch nicht erhoben.“

„Aber sie wird erhoben werden.“

„Mit Sicherheit läßt sich das noch nicht behaupten!“

„Ich blide tiefer, Siegfried, ich weiß, was kommen wird, aber ich mag nicht darüber nachdenken, ich fürchte, Mama wird den fürchterlichen Schlag nicht überwinden. Ich will nicht weiter in Dich bringen, Du mußt thun, was Deine Pflicht Dir gebietet; adieu, Geliebter, ich erwarte Dich morgen mit Sicherheit!“

Sie riß sich aus seinen Armen los und eilte in das Schloß zurück, bestürzt blide Siegfried ihr nach, diese fürchterliche Erregung b unruhigte ihn.

Fürchtete sie wirklich, Rabe sei bei jenem Raubmord theilhaftig? Er selbst glaubte an jene Theilnahme nicht, es schien ihm sogar zweifelhaft, daß Joseph, trotz der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe, dieses Verbrechen begangen haben sollte.

Aber beharrte Siebel bei seiner Behauptung, so lag wenigstens ein Grund zur Verhaftung des Kammerdieners vor, und damit war man möglicher Weise der Enthüllung des Geheimnisses, welches die Ermordung des Doktors Wieland umschwebte, einen Schritt näher gerückt.

Siegfried hatte für den nächsten Vormittag ein Verhör aller theilhaftigen Personen angeordnet; die ehemalige Wärterin, der Gefängnißschlüssel, Rabe und Siebel waren bereits vorgeladen; wurde Joseph verhaftet, so sollte er zuerst vernommen werden, vielleicht gelang es, ihn zu Reuebezeugungen zu bewegen, die für das Hauptverhör einen sicheren Haltpunkt boten.

In Gedanken darüber versunken, schritt Siegfried rüftig weiter. Er hatte den Fußweg eingeschlagen, denselben Weg, auf dem derzeit die Leiche des Doktors gefunden worden war.

Wenn Rabe ein Verbrechen begangen hatte, konnte er ihn nicht retten, so gerne er es auch aus Theilnahme für die Generalin gethan hätte, der Schuldige mußte das Verbrechen sühnen, damit dem Schuldlosen Freiheit und Ehre zurückgegeben wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Bezüglich der Adressirung von Berichtigungen, deren Aufnahme von einem periodisch erscheinenden Blatte verlangt wird, hat gestern die sechste Strafkammer des Landgerichts I eine bemerkenswerthe Entscheidung getroffen.

der Paketadresse an Kassel ist auch da; auf demselben steht als Ablander: Karl Müller in Gupen; einen solchen Mann giebt es dort nicht.

das Anstreichen von einem Arbeiter ausführen lassen und nach Beendigung dieser Arbeit dem Anstreicher erklärt, das Malen werde er selbst besorgen.

Vereine und Versammlungen.

Zentral-Kranken- und Sterbefälle der Fabrik- und Handarbeiter v. G. (C. S. Dresden). Verwaltungsstelle Berlin NO. Sonntag, den 3. Januar, Vormittags 10 Uhr.

Theater.

Opernhaus. Heute: Lobengrin. Morgen: Keine Vorstellung. Schauspielhaus. Heute: Maria Stuart. Morgen: Keine Vorstellung.

165. Oranienstraße, Ecke Oranienplatz. R. M. Maassen, empfiehlt einem geehrten Publikum sein großes Lager in Herbst- und Winter-Mänteln.

Roh-Tabak. Größte Auswahl sämtlicher in- und ausländischer Sorten, sowie guten Sumatra-Schnitt. zu billigsten Preisen 2809 Brunnenstraße 141/142. Heinrich Franck.

Elegante Masken-Garderobe Fr. Panknin. Dranienstraße 178, v. 2. Etage, 323. Neue Welt-Kalender für 1886.

Omnibus-Haltestelle am Schönhauser Thor. Schönhauser Allee 182. Im Leihhaus, anerkannt größtes Lager.

Schön- und Schnellschreib-Unterricht! Drei verschiedene Schriften für 6 Mark lehrt der Unterzeichnete in den neu zu eröffnenden Schreib-Kursen.

Zur Winterfaison empfehle meine Fabrik vorzüglicher Filz, Double- u. Goldschne, ebenso Pantinen in allen Größen. G. Geyer, so., Mariannenstraße 10, so.

Alhambra-Theater. Wallnertheaterstraße 16. Heute und folgende Tage: Der verkaufte Schlaf. Romantisch-lomisches Weihnachtsmärchen in 3 Akten von E. Jacobson und D. Wirtl.

Zur Lage in England.

Mit seinem irischen Programm ist Herr Gladstone „hereingefallen“, wie wir voraussetzten. Er hat sich überzeugen müssen, daß der Schwachpunkt ein Fehlschuß war und möchte ihn gern zurücknehmen. Mit dem bloßen Ableugnen und Dementieren ist es aber nicht gethan — daß der Plan von Herrn Gladstone ausging oder wenigstens approbirt war, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, und Herr Gladstone wird die moralische Urheberschaft nicht los.

Die Wirkung des Vorschlags war genau die von uns vorausgesagte: Lord Hartington, der Führer der Whigs, hat einen energischen Protest gegen „die Verstockung Englands“ erhoben, und zwischen den Parteien steht mit dicken Buchstaben geschrieben, daß die Whigs entschlossen sind, sich mit den Tories zu vereinigen, falls Herr Gladstone Ernst machen sollte. Und dann wäre es für immer aus mit den Chancen des Herrn Gladstone. Die Tories und Whigs zusammen verfügen über eine bedeutende Majorität im neuen Parlament und aller Berechnung nach würden sie durch eine Neuwahl ihre Majorität noch vergrößern.

Herr Gladstone hat also durch seinen unglücklichen Schwachzug das Gegentheil dessen erreicht, was er erreichen wollte, und die Stellung seines verhassten Widersparts Salisbury nur gestärkt. Dieser befindet sich jetzt in der angenehmen Lage, mit zwei Majoritäten operieren zu können: wenn sein Schwacher Gladstone und Barnell zu Stande kommt, mit einer Majorität von Tories und Irlandern; und wenn der Schwacher zu Stande kommt, mit einer Majorität von Tories und Whigs.

Unter solchen Umständen liegt es auf der Hand, daß das Torykabinet nicht an seine Demission denkt.

Bei dieser Gelegenheit sei noch auf eine eigentümliche Erscheinung aufmerksam gemacht, die so recht handgreiflich den Unterschied in der ökonomischen und politischen Entwicklung Englands und Deutschlands zeigt. Die englischen Liberalen sind durch das Land und die Landbevölkerung von der Vernichtung gereinigt worden. In Deutschland ist es umgekehrt: der Liberalismus wird hier durch das Land und die Landbevölkerung geschützt, und stützt sich ausschließlich auf die Städte, welche in England großenteils dem Liberalismus den Rücken gelehrt haben. Freilich auch der deutsche Liberalismus steht in den Städten seine Herrschaft erschüttert — er verliert fortwährend Boden, und zwar an die Sozialdemokratie.

In England ist die sozialdemokratische Bewegung noch zu schwach, als daß es den Arbeitern bisher hätte gelingen können, die Liberalen in den Städten zu verdrängen. Vorläufig sind es die Tories, welche dort die Erbschaft des Liberalismus angetreten haben. Dafür hat derselbe in den ländlichen Arbeitern, die durch die letzte Reformbill das Wahlrecht erlangten und deren Führer Archibald Wilson von der liberalen Bourgeoisie umgarnt ist, einen momentanen Esch gefunden. Auf wie lange? Das läßt sich natürlich nicht bestimmen, gewiß aber ist, daß der Liberalismus die den ländlichen Arbeitern gemachten Versprechungen nicht erfüllen, die in ihnen erweckten Hoffnungen nicht verwirklichen kann.

Und im Augenblick, wo die ländlichen Arbeiter dies begehren, werden sie sich vom Liberalismus abwenden.

Politische Uebersicht.

Viel Geschrei und wenig Wolle. Durch die Zeitungen geht gegenwärtig die Nachricht, daß der preussische Minister Raybach einer auswärtigen Firma die Lieferung von 17 Eisenbahnwagen übertragen habe, weil dieselbe sich erboten hat, die Wagen zu einem niedrigeren Preise zu liefern, als die deutschen Firmen. Hierüber erhebt das Fabrikantenblatt, die „Rhein-Westf. Bzg.“ einen großen Lärm, es wird ihr schwer, für die Entscheidung des Ministers die richtige Erklärung zu finden. — Die Offiziere beileben sich bei dieser Gelegenheit, die Handlungsweise des Herrn Ministers in ein recht glänzendes Licht zu stellen, indem sie hervorheben, daß derselbe bei einer ähnlichen Gelegenheit darauf hingewiesen habe, wie wenig die preussische Eisenbahnverwaltung die Pflicht habe, deutschen Fabrikanten höhere Preise zu zahlen, damit dieselben dem Auslande desto billiger liefern könnten. — Letzteres ist nun freilich öfters der Fall gewesen und der Herr Minister

Zum neuen Jahr.

R. C. Nun ist es wieder Neujahr, fast möchte man sagen, daß das Gläserlingen vom vorigen Sylvester noch nicht ganz erloschen ist. Wie liegt uns die Zeit so nah, wenn wir zurückdenken, wie endlos dehnt sie sich vor uns aus, wenn wir in die Zukunft blicken.

Ein Jahr — so viele Tage, so viele Stunden, was kann in einem solchen Zeitraum nicht Alles geschaffen werden! Beim Beginn eines neuen Zeitabschnittes betrachten wir ihn wie das Kind einen glänzenden, neuen Thaler, schier unermesslich scheint ihm die Menge der Gegenstände, die es sich für die blinkende Münze kaufen kann — und doch, einmal angebrochen, zerfällt sie ihm in die Fingern; bevor es noch recht zum Bewußtsein des Besizes gelangt ist, blickt es traurig in die leere Hand.

Geht es uns anders? So viele Jahre wir schon verlebt haben, so oft wir schon mit Freunden und Bekannten in übermüthiger Sylvesterlaune die Gläser haben erklingen lassen, soviel sprudelnde Reden wir an jenem Wendepunkt schon haben vom Stapel laufen lassen oder denen wir in fröhlicher Feststimmung gelauscht haben mögen, so oft wir mit Lantzen und Basen das flüssige Gerinn des schmelzenden Metalls beobachtet haben, und wie oft auch schon unser Magen gegen die unvernünftige Uebersättigung mit „Mohnspielen“ und ähnlichen schönen Sachen protestirt haben mag — immer und immer war es die alte Geschichte, die gerade wie die Liebe ewig neu bleibt, — mit stolzer Zuversicht und mit den besten Vorsätzen blickten wir jedesmal in das dunkle Thor des andringenden Jahres, um am Schluß desselben wieder anzuklopfen, wieder dieselben Vorsätze zu fassen, uns wieder den Magen zu überladen.

Es ist eigentlich lächerlich, was für ein Aufheben der Mensch bei gewissen Anlässen von seiner eigenen, werthgeschätzten Persönlichkeit macht. Als ob man den alten Spatzvogel nicht längst erkannt hätte, als ob er überhaupt noch im Stande wäre, irgend Jemand mit seinen Fanfaronaden zu täuschen! Gerade der Wechsel des Jahres mit seinem Karnevals-

muß eigenartige Erfahrungen diesbezüglich gemacht haben, sonst hätte er diesen Umstand nicht besonders hervorgehoben. Aber weshalb war es möglich, daß die deutschen Fabrikanten alle auswärtigen unterbieten konnten? Einfach deshalb, weil sie ihren Arbeitern einen weit geringeren Lohn zahlten, wie die Fabrikanten des Auslandes. Dies war der Hauptgrund, hierzu kam freilich noch, daß ihnen, wie das aus den Worten des Ministers hervorgeht, von der Regierung eine besondere Berücksichtigung zu Theil wurde, indem man, um die nationale Produktion zu stärken, ihnen einen höheren Preis für die Produkte zahlte, als ausländische Fabrikanten für dieselben in gleicher Güte verlangten. Es zeigt sich eben bei dieser Gelegenheit wieder, daß ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden muß, wenn die nationale Produktion geschützt werden soll. Die Regierung muß bei Vergütung der Arbeiten nicht nur das Mindestgebot berücksichtigen, es ist vielmehr notwendig, daß an die Submittenten das Verlangen gestellt wird, zugleich mit dem Angebot die Löhne anzugeben, welche sie ihren Arbeitern zahlen wollen. Und beim Zuschlag müßte der betreffenden Firma die Bedingung auferlegt werden, die angeforderten Löhne auch wirklich auszuführen. Natürlich könnte das Mindestgebot nicht maßgebend sein, es müßten vielmehr die zu zahlenden Löhne mit in Betracht gezogen werden. Ein solches Vorgehen wäre im wörtlichen Sinne ein Schutz der nationalen Produktion und es würde dem Minister schlecht anstehen, wenn er dann die notwendigen Produkte vom Auslande beziehen wollte, weil dieses in Folge schlechterer Löhne billiger liefern könnte. Das Verdienst des Herrn Ministers ist in vorliegendem Falle ein sehr minimales und rechtfertigt keineswegs das große Geschrei, welches deshalb erhoben wird.

Gleiches Recht für Alle ist eine alte demokratische Forderung, die aber noch lange nicht in der nöthigen Weise zur Geltung gekommen ist. An diese Forderung erinnert und folgende Notiz: Kassel, 26. Dezbr. Neulich wurde einer der reichsten Leute unserer Stadt, der Rentier Breidling, wegen Meineids zu 2 1/2 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Seine Bitte, die ihm diktirte Strafe statt in der Weibkammer in der Strafanstalt zu Ziegenhain verbüßen zu dürfen, ist genehmigt worden. Auch ist er Breidling auf sein Nachsuchen gegen Hinterlegung einer Kaution von 100 000 Mark auf zwei Tage aus der Haft entlassen worden, um seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen.

Wir können dem Manne die Entlassung auf zwei Tage ebenso wie die auf seinen Wunsch erfolgte Verlegung nach einem anderen Zuchthause. Allein es drängt sich uns die Frage auf, ob man es auch dann gethan hätte, wenn der Verurtheilte keine 100 000 Mark Kaution stellen konnte? Wir wissen es nicht, glauben aber, daß ein Verurthelter, der nicht besitzt, die gleiche Rücksicht beanspruchen kann, wie ein Reicher. Will man solche Vergünstigungen von der Stellung einer Kaution abhängig machen, so wird das gleiche Recht vollständig illusorisch, da der Arme dann niemals eine solche erhalten wird.

Aus Verden wird unterm 28. Dezember geschrieben: Unter den Kanalarbeitern bei Bruchhausen waren am ersten Weihnachtstage Unruhen entstanden, weil den Arbeitern ein Viertel ihres Lohnes zurückgehalten war. Es sollte dieses, wie nachträglich mitgetheilt wurde, deshalb geschehen sein, damit die Leute während der Feiertage nicht ihren sämtlichen sauer verdienten Lohn durchbringen (!) könnten, sondern auch nach den Feiertagen einen Hebrgrößen besäßen. Zur Bekämpfung der Unruhen und Herstellung der Ordnung sind 30 Mann unter Führung eines Offiziers und einiger Unteroffiziere dorthin geschickt worden, dieselben werden morgen jedoch zurückkehren um dann durch Infanterie aus Bremen ersetzt zu werden. Verwundet ist bei der Katastrophe ein Mann, dem mittelfst einer Schaufel der Schädel stark verletzt wurde. Gestern wurden 11 der Unruhestifter geschlossen hier unter starker Bedeckung eingebracht und im Landgerichtsgefängnisse detinirt. — Wir bedauern es aufrichtig, daß sich die Arbeiter zu solchen Unruhen hinreißen lassen, aber nach Lage der Sache hätten dieselben wohl vermieden werden können, wenn man den Leuten den gewiß nicht übermäßigen Lohn zu den Feiertagen vollständig ausgezahlt hätte. Die oben angeführte Entschuldigung klingt wenig glaubhaft, abgesehen davon, daß eine Vorenthaltung des Verdienstes aus solchen Gründen geradezu eine Beleidigung für die Arbeiter sein mußte. Jedermann freut sich auf das liebe Weihnachtsfest, und der Arbeiter will sich und den Seinigen doch ebenso gut eine kleine Freude bereiten, wie jeder andere Staatsbürger. Das müßten auch die Unter-

geklapper, seinem Schellengellir führt ihn uns mit allen seinen Schwächen, seinem Eigendünkel, seinen Fehlern vor. —

Dort unter jenem Hausflur hat sich ein Händler mit Neujahrskarten niedergelassen. Bunt sind die meisten, ob sie schön sind, weiß ich nicht, das ist auch gleichgiltig.

Mit gemessenem Schritt naht ein alter Herr. Niedertracht liegt heute auf seinem sonst so gutmüthigen Gesicht, prüfenden aber ironischen Blickes mustert er die ausgefleckten Herrlichkeiten, jeht hat er, was er sucht. Die Gattin ist's, die theure, die er heute zwar nicht erfreuen, aber ein bißchen ärgern will. Er zählt und geht. Vielleicht kommt höchstens eine Stunde später die theure Gattin selbst, um für den gestrigen Ehegemahl eine ähnliche Ueberraschung zu erwerben, und am nächsten Morgen erfreut sie der Postbote gleichmäßig mit den beiderseitigen Liebesgaben. Schmolzen und Verstimmung ist vielleicht die Folge der gegenseitigen Zärtlichkeit.

Da lobe ich mir den Schusterjungen. Hat ihn der Meister das ganze Jahr hindurch geärgert, hat die Frau Meisterin ihm die „Stullen“ stets mit dem heißen Messer gestrichen, so ist heute sein Tag, er hat ihn herbeigesehnt, wie der Kommerzienrath das bunte Band für das Knopfloch, und das Trinkgeld, welches er eben von einem Kunden erhalten hat, kann gar nicht besser aneignet werden, als für ein Paar Neujahrswünsche für den Meister und die Meisterin.

Armer Junge, Dir blüht der Knieeimen, doch was schadet's? Er hat doch seine Freude gehabt, und je mehr der Meister haut, desto inniger wird ihm die Ueberzeugung, daß er seinen Zweck erreicht hat. Jedes Thierchen hat sein Pfaisirchen, und ist es nicht leicht möglich, daß die schwarze That überhaupt verborgen bleibt? Dann ist der Genuss ein ganz unaussprechlicher.

Eine junge Dame naht. Tournüre vorchristlich, Absätze halbdreherisch, Hut vierstüdig. Die fein behandschulte Rechte greift nach einem Amor, der noch nicht durch die Künste irgend eines Schneiders entweiht ist. Sie wirft

nehmer wissen und daher tragen sie moralisch die Schuld an den durch die Erregung hervorgerufenen Ungeheuerlichkeiten.

Ueber entsetzliche Zunahmen der Brutalität verbreiten klagt die „Donner Bzg.“ in einem längeren Artikel, der die Ueberschrift: „Auch eine Weihnachtshandlung trägt.“ Das Donner Blatt schreibt:

„Der die Lokalblätter Westfalens und der angrenzenden rheinischen Industriebezirke durchfließt, glaubt sich in jene Gegend Neu Amerikas versetzt, so Bismarck und Revolver die Stelle des Schiedsrichters vertreten — nur daß wir bei unseren Nordhuden keine Sour von jener kalifornischen Art Mittellichkeit finden, die Bret Harde und Andere noch zu rühmen wissen. Von Seiten unserer liberalen Presse ist auf diese bedenkliche Erscheinung schon öfters hingewiesen und zur Erklärung der Kulturkompf herbeigezogen worden. In der That wird es sich nicht ableugnen lassen, daß ein Theil unseres längeren Alters durch die eifrige Thätigkeit auf unfruchtlichem und politischem Gebiete an Zeit und Ansehen zur stillosen Ueberwachung und Leitung des Volkes verloren hat. Der einzige Grund ist dies freilich nicht. Allzugroße Mitleid aus sogenannten Humanitätsgründen gegenüber dem Verbrechen und dem Verbrecher, die liebevolle Beschäftigung eines großen Theiles der Presse mit Mordproben und Mordgeschichten, das allmähliche Einsinken gewisser Kreise des sogenannten wissenschaftlichen Materialismus in die unwissenschaftlichen Schichten des Volkes, — das sind ebenso viele Ursachen zu dieser juristischen Verrohung unserer Fabrikjugend, die uns aus den zahllosen Alarmnachrichten entgegenscharrt. Wie die Mittel und Wege beschaffen sind, dem Uebel zu steuern, — das hier zu untersuchen steht weder in unserem Verufe, noch in unserem Können; aber wir fühlen und verfühlet, auf dieses traurigste und sicherste Symptom der wachsenden Verwilderung und Misachtung des Gesetzes und seiner Drohungen bei unserem Volke hinzuweisen. Wir müßten es um so eher thun und werden es um so öfter wiederholen, da wir im Interesse des Sittlichkeitsgefühls und zur Schonung unserer Leser von der Mittheilung der einzelnen Gräuelfälle so viel als möglich Abstand nehmen. Eine Weihnachtsummer einer westfälischen Volkszeitung; an der Spitze die obigen Geschichte des Verbrechens mit der Tendenz und dem Schluß Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen; dann ein halbes Duzend neue Weisheitsfäden; Bürger und Familienräthe von Puden muthwillig erschlagen; dann eine Sammlung von Weihnachtsgeschichten für die armen Gefangenen im Zuchthaus, und dann etwa noch eine Geschichte von dem Manne, der einen Anderen ermordet, um nur ins Zuchthaus zu kommen — fährwar, in solches Blatt scheint uns ein wichtigeres und lehrreicherer Dokument für einen Gesegneten, als ganze Altkendel! Wer wird helfen?“

Das rheinische Blatt bringt nichts Neues, Alles was hier gesagt wird, ist oft genug von Blättern ähnlichen Kalibers gesagt worden. Es sind immer die alten Geschichten, die aufgetischt werden, und was das schlimmste ist, es tritt dabei immer die alte Anschauung zu Tage, welche von uns oft genug gekennzeichnet worden ist. Es ist keineswegs die Rohheit nur bei dem sog. unwissenden Volke vorhanden; wer das behauptet, liefert damit den Beweis, daß ihm selbst das nothwendige Wissen zur Beurtheilung fehlt, oder aber, es liegt ihm daran, den wirklichen Thatbestand zu verdunkeln. Allzu große Milde und Humanität Verbrechern gegenüber, das Eindringen des Materialismus in die unteren Volksschichten, Unfähigkeit des Alters und schließlich unsere moderne Literatur sollen Schuld an der zunehmenden Verrohung sein. Was letztere anbelangt, so läßt sich nicht bestreiten, daß sie die Entfaltung fördert, aber nicht etwa nur bei den „unwissenden“ Volksschichten, sondern in weit höherem Grade bei der sogenannten besseren Gesellschaft. Die Geistesfreiheit würde, auch wenn sie weit fröhlicher wäre, durch ihre Lehren niemals im Stande sein, Verbrechen und Vergehen wesentlich einzudämmen. Selbst in den frommsten Gegenden kommt es vor, daß der Mörder betet, bevor er sich auf sein Opfer stürzt. Der Materialismus ist also nicht der Förderer des Verbrechens und der Rohheit. Und die Humanität ist es noch viel weniger; all die Klagen über zu große Milde sind gänzlich unzutreffend. Diese Klage ist wohl die älteste, aber auch ungerechtfertigte, sie war schon zur Zeit vorhanden, als noch Folter und Tortur in ihrem ganzen Umfange angewandt wurden. Je roher und strenger die Behandlung, um so schroffer und gefühlloser wird der Mensch, welcher sie ertragen muß. Wenn sich einzelne Menschen nach dem Zuchthaus oder dem Gefängnis wünschen, so liegt das weniger an der Herrlichkeit des Gefängnislebens,

einen schmachtenden Blick auf denselben, mit demselben seelenvollen Augenausschlag hat sie das duftige Briefchen noch an jedem Sylvester in den Briefkasten geklebt, mit bewunderungswürdiger Ausdauer galt der glühende Blick allerdings an jedem Jahresfluß einem Anderen. Was kümmerl's uns? In fremde Herzensangelegenheiten hat man sich selbst zu Neujahr nicht zu mischen, und der Berliner hat doch gewiß Recht, wenn er sagt: „Abwechslung muß sein!“

Tabessen — wenn die Hoffnung nicht wäre.“ Hoffst der Ehemann nicht, daß seine Frau nicht auf denselben Gedanken komme wie er, hofft der Schusterjunge nicht, daß er dem Knieeimen des Meisters entgehen wird, und hofft die Schöne nicht, daß schließlich doch mal Einer sich für's Leben in ihre Tournüre vergassen wird? Selbstredend, denn sonst würden sie Alle zusammen wohl ganz anders handeln.

Auch wir alle Anderen hoffen. Ohne die Hoffnung wäre unser Leben schaal und wenig begehrenswerth, es würde uns abstoßen, es würde uns zur Last, zum Ueberdruß werden.

Und gerade am Jahresfluß sind wir in der hoffnungseligsten Stimmung, wir erwarten Alles von der neuen, anbrechenden Zeit, die alte, vergangene hat uns nichts gebracht, die Zukunft allein bringt uns Heil. Das ist ein mythischer, fatalistischer Zug im menschlichen Herzen, daß es mit aller Macht, mit aller Kraft dem Unbekannten, dem Unerschlossenen zudringt. Aber gerade deswegen, weil er in aller Menschen Herzen gleichmäßig wohnt, weil wir fast Alle unter seinem Zwange stehen, muß er Wahrheit in sich bergen. Und so möge denn die Zukunft endlich einmal erfüllen, was sie uns so lange vorgegaukelt hat, möge Alles, was wir erträumen und erstreben, endlich greifbare, thätliche Wirklichkeit werden, dann ist es gleichgiltig, an welchem Zeitpunkt des Jahres wir uns befinden, dann erst rufen wir unseren Freunden aus freier, fröhlicher Herzensüberzeugung ein richtiges „Profit Neujahr“ zu.

als daran, daß es manchem Menschen nicht mehr gestehen will, in der Freiheit auch nur ein so jämmerliches Dasein wie ein Sträfling zu führen. Das ist sehr, sehr traurig, und es mahnt uns dringend, die Zustände verbessern zu helfen. Das kann aber nicht geschehen, wenn man wie das rheinische Blatt nur immer auf die vorhandenen Robheiten hinweist, sondern es muß Hand angelegt werden, um dieselben zu beseitigen. Wie das geschehen kann, haben wir oft genug erklärt.

Zum Branntwein-Monopol schreiben heute die „offiziellen“ „Beil. Pol. Nachr.“, indem sie Beschwerde über abschließliche und unablässige Entstellungen des Planes der Regierung führen:

Wenn man mehrfach die Produzenten von Qualitäts-Spiritus mit der Behauptung gegen das Branntwein-Monopol einzunehmen sucht, daß ihr Produkt mit dem Rohspiritus über einen Kamm geschoren werden sollte, mithin ihre Konkurrenzfähigkeit beeinträchtigt werde, so entbehrt diese Behauptung jeglicher tatsächlichen Unterlage. Vielmehr dürften die Preise sich genau nach dem Wertverhältnis der von dem Staat zu übernehmenden Erzeugnisse abstimmen, so daß auch die Produzenten qualitativ besserer Trinkstoffe dabei ihre Rechnung finden. — Das nämliche gilt von der Behauptung, daß das Branntwein-Monopol die Hamburger, nach dem Zollanschluß nach dem Freihafengebiet überzubeladene Spiritus-Industrie gefährdet werde. Denn das Monopol findet auf Zollauslässe keine Anwendung und berührt daher das Hamburger Freihafengebiet absolut nicht. Die für dasselbe in Aussicht genommene Industrie wird mithin durch das Monopol nicht im mindesten gehindert oder geschädigt. Im Gegenteil erwächst ihr aus der Nothwendigkeit, für den im Inlande nicht verwendbaren Spiritus im Zollauslande Absatz zu suchen, die Möglichkeit, das Rohmaterial für den Veredlungsbetrieb aus Deutschland zu billigeren Preisen zu beziehen, als bisher aus dem Auslande. — Schließlich mag in Ergänzung unserer gestrigen Mittheilungen erwähnt werden, daß in Norwegen der Verkauf und Ausschank von Branntwein nur von bestimmten, staatlich in allen Städten genehmigten Branntweinverwänden (Brandevinsamfange) bewirkt werden darf. Diese vor einigen Jahren gesetzlich angeordnete Einrichtung umfaßt mit der am 1. Januar 1886 ins Leben tretenden Ausdehnung auf Christiania das ganze Land. Ihr monopolartiger Charakter tritt noch besonders in der Bestimmung hervor, daß den betreffenden Gesellschaften nur der Ertrag von 5 pCt. des Kapitals verbleibt, der Ueberschuß dagegen für öffentliche Zwecke, Erleichterung der Schul- und Gemeindefasten etc., Verwendung findet.

Forst, im Dezember. Unsere Stadt ist in der „glücklichen“ Lage, ein Organ zu besitzen, welches sich zu wirthlichen Kraftleistungen emporschwingt, wenn es gilt, die Spießbürger vor den Forderungen der Arbeiter grauslich zu machen. „Forster Tagesblatt“ nennt sich dieses Mutterblättchen und stolz trägt es das Motto: „Mit Unerbittlichkeit für Deutschlands Einheit, für Recht und — lokale Wohlfahrt!“ Die Redaktion, welche sich, wie mit vider Schrift angeündigt wird, im Hinterhause eines Rentiers befindet (jedenfalls um dort an diesem corpus delicti volkswirthschaftliche Studien zu machen) versteigt sich bei besonders feierlicher Gelegenheit sogar zu volkswirthschaftlichen Artikeln, welche Steine zu erweichen vermögen. Eine solche Leistung brachte auch die Nummer vom 20. Dezember, in der sich unter der Ueberschrift:

„Träume — Schäume“

ein Aufsatz befindet, welcher geeignet ist, bei jedem noch nicht ganz verknippten Menschen ein homerisches Gelächter hervorzurufen. Das Geschriebel handelt von dem Normalarbeitstag, den es als eine Ungeheuerlichkeit hinzustellen sucht und von dem es behauptet, daß nach dessen Einführung die ganze Welt (natürlich sammt dem „Forster Tagesblatt“) zu Grunde gehen würde. Wir haben keine Veranlassung, den ganzen Blödsinn, wie er in dem Artikel enthalten ist, hier aufzuwärmen, einige Kraftstellen werden genügen, den Lesern der „Volkstimme“ einen Begriff von der „Leistungsfähigkeit“ besagter Redaktion zu geben. Es heißt da:

„Ein sozialistischer Redner hat im Laufe der Debatten den von ihm geforderten Normalarbeitstag als das hingestellt, was er in den Augen der Sozialdemokraten ist, nämlich als ein großer Schritt auf dem Wege zur Aufhebung des Eigenthums. Die Arbeiter sollen doch nicht etwa glauben, daß das Hauptziel des Normalarbeitstages, also die Beschränkung der Arbeitszeit auf eine ganz bestimmte Anzahl von Stunden, möglichst bei fest bestimmtem Minimallohn, die Schonung ihrer Kräfte ist; er soll nur zu der großen Suppenküchel des

Kommunismus führen, aus der dann der ganze Staat löffeln wird. Denn, so wurde ausgeführt, durch den Normalarbeitstag muß auch die Productionsmenge geteilt werden; daraus folgt Bestimmung des Waarenpreises, und schließlich ist dabei dem Arbeitgeber jede freie Bestimmung über seine sieben Sachen entzogen. Das ist die wahre Bedeutung dieses Planes, und der Normalarbeitstag im sozialistischen Sinne ist also kein Arbeiterschutzmittel, sondern nur der Vorläufer des krafftesten Kommunismus. Der Arbeitgeber kann herandrücken, so fordern einfach die Sozialdemokraten, und dann gleiche Arbeitszeit, gleicher Lohn für alle Arbeiter. Ja, muß denn der, welcher so etwas dem Arbeiter zu unterbreiten wagt, nicht vor Scham roth werden? Was heißt denn das anderes, als: Der fleißige und verständige Arbeiter und Bruder Thunichgut und Nichtverdan werden zusammen in einen Topf geworfen, und Du, Nummer Eins, quäle Dich, daß Dir die Haut von den Fingern geht immerzu, wenn's Dir sonst Vergnügen macht! Aber mehr Geld als dein Nebenmann, der faul und schläfrig in den Tag hineintrotzelt, darfst Du nicht verdienen. Nun, da würde die fleißige Arbeit überhaupt an Ansehen verlieren, und der Schwadronneur, den man jetzt zur Thür hinauswirft, würde in hohem Tone von der allgemeinen Volks- und Arbeiterbeglückung reden und sich als den Macher des Ganzen hinstellen. Für ihn mag es bebaglich sein, mit recht weitem Löffel in die allgemeine Suppenküchel zu fahren, er wird fett und dick und von redlicher Arbeit ist keine Rede. Mit einem Wort: der sozialdemokratische Normalarbeitstag vernichtet den guten alten Satz, jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und stellt an seine Stelle an den fleißigen Menschen die Aufforderung: Quäl dich, damit die Faulenzler nicht Hunger leiden. In einem solchen Gerichte sagt man doch wohl: Prost! Wohlheit! ... Der sozialistische Normalarbeitstag mit seinen Folgen ist ein Traum, der sich nicht verwirklichen kann und, wenn auch erst spät vielleicht, endlich werden sich die redlichen Arbeiter davon doch überzeugen. Was aber wohl zu billigen, das ist die Sicherung gegen übermäßige Heranziehung des Arbeiters zur Arbeit gegen seinen Willen. Im Allgemeinen können wir zur Ehre der deutschen Industrie wohl sagen, daß die Arbeitskraft der Einzelnen nicht bis aufs Blut ausgebeutet wird; im Gegentheil, in sehr vielen Fällen verdanken die Arbeiter ihren Prinzipalen bereits mehr als die sozialistischen Wortführer ihnen jemals bringen können. Wir haben viele prächtige Wohlthätigkeitseinrichtungen zu Gunsten der Arbeiter, die von den Arbeitgeberern in uneigennützigster Weise errichtet sind.“

Das „Forster Tagesblatt“ wird uns doch gewiß recht dankbar sein, daß wir dieses „Produkt“ weiteren Kreisen zugänglich machen. Eine ernsthafte Erwiderung auf das obige Geschimpfe wäre freilich ein unnützes Beginnen, da die Leser der „Volkstimme“ sicher den Vogel bereits an seiner Feder erkannt haben; dem Vogel selbst aber und seinem Anhang ist mit einer sachlichen Polemik doch nicht beizukommen. Und das hat seine guten Gründe. Der Redaction des „Forst. Tagbl.“ ist nämlich die große Suppenküchel nicht unbekannt, aus welcher alle jene Leute „löffeln“, die bei dieser Gelegenheit gegen die nothwendigsten Forderungen der Arbeiter mit der Feder oder mit Worten vorgehen. Diese Art „Helden“ arbeiten sich freilich niemals die Haut von den Fingern, wohl aber ziehen sie sich jedesmal eine neue Haut über nach dem Grundsatz: „Wer mich bezahlet, der hat mich!“ Ein solcher Schwadronneur wird natürlich dick und fett, denn seine „Arbeit“, welche im Wesentlichen darin besteht, die Wahrheit auf dem Kopf zu stellen, ist recht einträglich. Die redliche Arbeit kann freilich mit Worten dieses Schlages nicht konkurriren und so besitzen dieselben noch obenin die Sitten, jeden für einen Faulenzler zu erklären, der lieber darbi, als daß er sich zu einer solchen Handlungsweise benutzen läßt. — Nachgerade weiß selbst der dümmste Sachverstand, daß der Normalarbeitstag keine (spezifisch sozialdemokratische) Forderung ist, er wird auch von jenen Arbeitern und Handwerkern verlangt, welche sich nicht zu den Sozialdemokraten rechnen. Ringsum, auf dem ganzen Ertrunde, soweit die Zivilisation vorgedrungen ist, erstrebt das arbeitende Volk eine kürzere oder eine gesetzlich geregelte Arbeitszeit und verschiedene gesetzgebende Körperschaften haben dem Verlangen bereits nachgegeben müssen. Der Normalarbeitstag wird viel mit dazu beitragen, daß der fleißige, welcher heute oft bei allem Fleiß noch nicht einmal Arbeit finden kann, Beschäftigung und zwar auch lohnende erhält, kein vernünftiger Mensch wird verlangen, daß er für den Nichtsthuier mit arbeiten soll, wie das leider — jetzt so oft der Fall ist. — Besonders hervorzuheben ist der in dem Artikel gesperrt gedruckte Satz:

„Was aber wohl zu billigen, das ist die Sicherung gegen

übermäßige Heranziehung des Arbeiters zur Arbeit gegen seinen Willen!“

Und gleich hinterher wird gesagt, im Allgemeinen sei das auch gar nicht der Fall. Daraus folgt, daß es im Besonderen also doch Thatsache ist, und natürlich in weit größter Umfange, als es ausgedrückt wird. Der Schreiber hat jede falls kaum eine Ahnung davon, was übermäßige Anstrengung ist und wo dieselbe beginnt, wie mag er sich aber wohl die Sicherung der Arbeiter gegen übermäßige Anstrengung denken, wenn die Gesetzgebung keinen bestimmten Arbeitstages vorschreiben soll? Glaubt der gute Mann etwa, der Fabrikant oder Geschäftsmann werde aus freien Stücken einer dergleichen Sicherung zustimmen? Da muß er seine Wappenstein doch selber kennen. Selbst wenn es der Einzelne thun möchte, so kann er es nicht, weil er mit der Konkurrenz zu rechnen hat und wie würde es sein, wenn sich der Arbeiter in spätere Stunden oder Sonntags weigern würde, zu arbeiten? Er würde einfach entlassen oder doch gemahnt werden. Es bleibt altes Humbug, wenn die Gesetzgebung nicht eingreift und den Normalarbeitstag sowie ein Arbeiterschutzes schafft. Freilich würde dann nach einem solchen Unsinne, wie ihn das „Forst. Tagesblatt“ enthält, kein Verlangen mehr sein, und solche Artikel schreibe müßten dann eine nützliche Arbeit verrichten, wenn sie nicht umkommen wollten. Aber das wäre eine große Wohlthat für sie und die gesammte Gesellschaft.

Frankreich.

Am Montag hat die französische Republik ihrem bisherigen Präsidenten auf weitere sechs Jahre das Mandat erneuert, welches ihm am 30. Januar 1879 übertragen war. Mit 4 von 589 Stimmen wurde Jules Grevy wiedergewählt. Ein erdrückende Mehrtheil scheint dies auf den ersten Blick zu sein, aber bei genauerem Zusehen macht man die Entdeckung, daß wenig mehr als die Hälfte der offiziellen Vertreter des französischen Volkes Grevy ihre Stimme gegeben hat. Die Deputirtenkammer zählt, wenn alle Mandate besetzt sind, 588, die Senat 300 Mitglieder. Hätten alle ihr Wahlrecht ausüben wollen oder können, so würde die geringe Majorität — nicht 30 Stimmen über die Hälfte — gar auffällig in den Augen geprüngten sein. So aber enthielt sich die Rechte der Abstimmlung, indem sie gegen die Nationalversammlung als eine unvollständige protestirte. Da über 300 000 Wähler keine Mandatare und 22 Erwählte der Nation durch Annulirung der Deputirtenwahlen von Korfu, Lozere, Ardennes und Landes von ihren Sitzen vertrieben seien. Der Prote wird nun freilich nicht weiter beachtet werden und es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß Herr Grevy auch gewählt worden wäre, wenn jene 22 Abgeordneten zur Stelle waren. Am 30. Januar 1883 wird Herr Jules Grevy somit wieder Präsident der französischen Republik sein, wenn ihn nicht vorher besondere Ereignisse abberufen. Die deutschen Offiziere drücken ihre Befriedigung über die Wiederwahl Grevy's aus, weil kaum anzunehmen sei, daß er jemals einem Revolutionskriege seine Zustimmung geben werde.

Der Pariser Gemeinderath ist, wie verlautet, von Arbeitern bestimmt, welche sich darüber besorgen, daß es ihnen nicht gelingt, bei der städtischen Kebrmannschaft eingestellt zu werden. Der Berichterstatter für das Straßenswesen, Canton, beantragte daher, der Gemeinderath möge beschließen, daß höchstens ein Zehntel Ausländer bei der Straßeneinrichtung eingestellt werden dürfe. Nach dem amtlichen Ausweis besteht das Kebrpersonal aus 3464 Personen, darunter viele Frauen und Halberwachsenen; 93 dieser Personen sind Ausländer, wovon 670 Italiener und 281 Deutsche; die übrigen gehören verschiedenen Ländern an. Die 179 reichsangehörigen Elsas-Volksbringer werden nicht den Ausländern zugerechnet, sondern besonders aufgeführt. „France“ verlangt nun, daß in Anbetracht des Nothstandes alle im Kebrpersonal befindlichen Ausländer einfach über die Grenze gewiesen werden. 1870 waren die Deutschen weit zahlreicher bei der Pariser Straßeneinrichtung beschäftigt. Relativ stammten sie aus der alten Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und nicht wenige waren bloß deshalb zeitweilig nach Paris ausgewandert, um hietrathen zu können. Mit der neuere deutschen Gesetzgebung sind die Hindernisse weggefallen, wodurch die Einschleppung in jenen Landestheilen umgeben wo Uebrigens ist kaum anzunehmen, daß die Geheeren der „France“ Anhang finden könnten.

Kommunales.

Gegen die Wahl des Herrn Vortmann zum Stadtverordneten ist, wie bereits gemeldet, eine Reklamation erhoben worden, über welche die Stadtverordneten-Versammlung

die in dem entlegenen Gartenzimmer gehalten werden sollte. Bei seiner Rückkehr zur Gesellschaft empfing man ihn jubelnd mit dem Neujahrsgruß; ein neuer Zeitabschnitt hatte für ihn begonnen.

Schwere innere und äußere Kämpfe waren für ihn dieser Nacht gefolgt; dieselbe hatte sein Schicksal entschieden, das mit der Verbannung abschloß.

Drei Jahre war er in Haft gehalten worden, und so zwei Jahren in Sibirien; seitdem hatte er nichts mehr von der Welt gehört. Was war aus allen andern geworden? Lebte Wera noch, war sie frei, oder vielleicht im Auslande? Er wußte nur, daß sie alles aufgegeben hatte, ihn zu befreien. Und seine Kameraden? Oestern war wieder ein Trupp Gefangener angekommen, es konnten Freunde darunter sein, oder vielleicht konnte er irgend eine Nachricht erhalten, die nicht nach so viel Jahren zählte, wie die letzte, die er empfangen.

Gregor Wafilisch blickte immer noch über das Schneefeld hin nach dem hellen Streifen am Himmel, der kaum merklich breiter und glänzender geworden war, seit er von seiner Hütte hinaus trat. Wie wenig Minuten genügen, ein ganzes Leben wieder zu durchleben. Das Schloß seines Vaters, die Soldatenjahre, die Petersburger Gesellschaft, seine Arbeit mit den Nihilisten und Wera, alles hatte so lebhaft vor seinem Geiste gestanden, als wäre es wieder Wirklichkeit geworden. Und jetzt — — —! Er rüttelte unwillkürlich die Hände. Und jetzt — sollte sein Leben abgeschlossen sein, er sollte begraben sein in Schnee und Eis für immer, lebendig todt sein. Es rang sich ein Laut aus seiner Brust, halb ein Schrei, halb ein Lachen der Verzweiflung.

Da sprach Jemand hinter ihm den Neujahrsgruß. Es war eine weiche, sanfte Stimme, sie war ihm fremd und doch so bekannt, so lieb; er hatte schon einmal diesen bebenden Ton gehört und nie wieder vergessen können. Was sein Traum Wahrheit geworden? Er fühlte wie sein Herz stille stand vor freudigem Schrecken und wieder so heftig schlug, daß er es zu hören meinte; er wagte nicht, sich umzuwenden aus Furcht, er könne sich getäuscht haben. Doch eine kleine zarte Hand legte sich auf seinen Arm und die Stimme sagte wieder: Gregor Wafilisch.

Der erste Sonnenstrahl zitterte über die Schneefelder dahin, brach sich in tausend bunten glänzenden Kristallen und überflutete ein Menschenpaar, dessen Herzen warm und glücklich schlugen, trotz des starren Winterfrostes um sie her. Er brachte ihnen einen Neujahrsgruß, der nachklingen sollte für ihr ganzes Leben.

G. G. S.

Ein Neujahrsgruß.

Der langen dunkeln Nacht war die lange graue Dämmerung gefolgt. Die Schatten hoben sich zögernd und langsam von der weiten Schneedecke, auf der sich nach und nach die Hüften der Verbannenen wie schwarze Flecke von der Ebene abzuzeichnen begannen. Endlich verklärte auch im Osten ein heller Streif das Herannahen der Sonne; der Wiederstrahl des Morgenlichtes fing an, in dem Schnee auf den Dächern zu blitzen und sich in hellem Glanze zu brechen, aber der Neujahrsorgen ist selbst für die Gefangenen in Sibirien ein Ruhetag, und trotz des nahenden Tages bewogte sich nur hier und da eine einzelne in Pelze gehüllte Gestalt, welche die Frostlosigkeit und Debe des Dorfes nur noch mehr hervortreten ließ, zwischen den zerstreut liegenden Häusern. Aus einem derselben war ein Mann getreten, welcher der eisigen Kälte nicht achtend vor der Thür stehen geblieben war, und nach dem lichten Streif am Horizonte schaute. So weit es der dicke Pelz, den er trug, erkennen ließ, war es ein großer schlanker Mann, Mitte der Dreißiger, der noch nicht lange das Leben der Verbannenen theilen konnte, denn seine Gestalt war noch nicht gebückt und aus dem bleichen Gesicht strahlten die Augen klar und voll Kraft. Er wußte nichts von der hoffnungslosen Entsagung, der er früher oder später vielleicht auch anheimfallen sollte, und fühlte noch den Zauber des Neujahrmorgens, an dem er, wie alle die andern freien Menschen, in seinem Herzen an das Schicksal die Frage stellte: Was wird das beginnende Jahr bringen? Der Glückliche, er hatte nicht aufgehört zu hoffen, zu fühlen, zu denken; dem einträgigen Verbannungsleben war es noch nicht gelungen, ihn zur empfindungslosen Maschine umzuformen.

Von der Frause an die Zukunft gingen die Gedanken von Gregor Wafilisch unwillkürlich zu der Vergangenheit über. Er entsann sich dunkel eines Neujahrmorgens, wo eine schöne junge Frau über sein Bettchen gebeugt, ihn mit dem Neujahrsgruß gewinkt und wie er dann mit den Geschwistern über die Neujahrschenke gejubelt hatte. Jetzt war die junge Frau als geworden, der Kummer und Gram hatten ihre Haare gebleicht und sie beweinte in weiter Ferne das traurige Schicksal ihres Sohnes, in den sie so viele Hoffnungen gesetzt. Der zweite Neujahrsorgen, der ihm vor die Seele trat, fiel 10 Jahre später. Er war als angehender Offizier auf Urlaub bei den Eltern gewesen, und diese hatten einen Ball am Spivester gegeben, wie es die hohe Stellung seines Vaters verlangte.

Grade als er mit einem jungen Mädchen, halb Kind noch, zu einem Tanz antreten wollte, wurde verländert, Mitternacht sei nahe. Alles stand erwartungsvoll und als die 12 Schläge verklungen waren, blickte die kleine Wera lachend zu ihm auf, und sprach ihm den Neujahrsgruß aus, noch ehe er Zeit gehabt hatte, ihr denselben zu sagen.

Darauf waren wieder Jahre vergangen. Gregor Wafilisch hatte Gelegenheit sich auszuzeichnen, war von Grad zu Grad gestiegen, und kehrte nach langer Abwesenheit nach St. Petersburg zurück. Mit glänzenden Ausichten, jung und reich wie er war, lachte ihm das Leben in jeder Hinsicht und er stürzte sich mit voller Lust in den Strudel, um nach den langen Arbeitsjahren mit vollen Sägen die Freuden der Gesellschaft zu genießen. Bei einem der Feste, wie sie nur St. Petersburg kennt, wo Pracht und Luxus alles bieten, was die Phantasie zu erdenken im Stande ist, war er in eines der zu einem Garten umgewandelten, entfernter liegenden Zimmern getreten, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen, und fand dort Wera allein, tief in dem Schatten der Zweige sitzend. Das war aber nicht mehr seine kleine lachende Tänzerin von früher, es war auch nicht die von Frohsinn überprudelnde Fürstentochter, wie er sie eben noch in der Gesellschaft gesehen hatte, vor deren Schönheit er sich, wie die ganze Petersburger Welt, beugte: es war eine ernste, in tiefes Sinnes versunkene Frau, die mit einem ihm völlig fremden Ausdruck der Entschlossenheit in den Sägen emporsprang als er eintrat. Betroffen hatte er versuchen wollen, durch einen Scherz die Schatten aus ihrem Gesicht zu verschrecken, als sie ihm rasch entgegen trat.

Gregor Wafilisch entsann sich deutlich, sie hatte ein blaues mit Silbersternen überzaites Kleid getragen, daß sich weich an ihre biegsame Gestalt anschmiegte, und es war ihm als sähe er wieder das Blitzen der Sterne vor sich und als höre er das Rauschen der Seide. Sie hatte vor ihm gestanden, um eine Antwort verlegen, die kleinen Hände krampfhaft um den Fächer gespannt und ihre blauen Augen dunkel gefärbt vor innerer Erregung. Dann, nach einem tiefen Athemzuge ihn voll anblickend, hatte sie endlich geantwortet: „Dort lacht und tanzt man und Hunderttausende leiden.“ Ihre Stimme klang weich und bebend und Gregor Wafilisch hatte sie nie so schön gesehen. Als sie ihn nach dem Ausgang zu brängte und angstvoll bat, sie allein zu lassen, wurde ihm der ganze Sinn ihrer Worte klar. Der Gegensatz zwischen dem Petersburger Glanze und dem Glend des Volkes trat zum ersten Mal nackt vor ihn hin, und er wußte, daß jeder Lauscher der Verachtung fernbleiben mußte,

entfchei
zulolge,
Stadtr
A
vorgefi
im Kü
sammlu
worden
lung
B
giltig
verblei
Stadt
1886
f. 8. g
Jahr g
hüllun
und
Blau
and
dort
dem B
radegu
aus, J
Neujah
veränd
lations
dußige
mit der
Danke
zu erai
rücklich
und
Italien
je vo
langter
wo an
sehen,
Hofma
glaubli
nicht n
werden
um es
hängel
fällig
wunde
Hotel i
eine so
Hofma
zu lass
b.
Größe
noch in
beim
richtig
eine be
eines
Kleidu
seits 3
4 Uhr
Tage.
weist
Iomme
Sehr
von R
leute.
und
abschli
Hols,
ein
Es g
welter
Lokal
eine
Sekret
lich
darum,
nämlich
kurze
zum
suor,
wahren
Tazato
werden
ner wi
Tazato
Wanne
von e
wandte
die D
Gene
Inmun
ein, J
fall ein
morsche
11 un
Hadtan
geben,
der An
jüngere
jedoch
Anstalt
zu erlei
die Sch
in den
obwohl
die beo
gesper
E
den B
in der
1000
gestorb
berg 4
nover
in Han
burg 1
27.5,
in Bra
Budon
in Kro
25.9,
in Kor
in St.
Rom 2
28. N
Baltim
Domb
Sotop
größere
Paris,
lau, 5

entschieden haben wird. Der Magistrat hat, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, beschlossen, daß die Reklamation die Einführung des Stadtbüchereibetriebs vorläufig nicht behindern kann.

Als Kandidat für den 27. Kommunalwahlbezirk ist vorgeschrieben der Vorstand des Stadtbüchereibetriebs Dr. Irmer im Rühlfischen Lokale, Große Frankfurterstraße, von einer Versammlung konservativer Wähler Dr. Ewers vorläufig aufgestellt worden. In einer demnächst zu berufenden Wählerversammlung soll die endgültige Entscheidung getroffen werden.

Lokales.

Bündel-Billets. Die mit Ablauf des Jahres 1885 ungültig gewordenen, unbenutzt in den Händen des Publikums verbliebenen Bündel-Billets für den Berliner Stadt- und Stadtbüchereibetrieb können bis einschließlich den 31. März 1886 an den Schaltern derjenigen Stationen, an welchen sie f. J. gelöst worden sind, gegen gleichwerthige, für das laufende Jahr gültige Billets umgetauscht werden.

1. Titels- und Ordens-Jäger. Eine interessante Enthüllung über den in Deutschland angediehene blühenden Ordens- und Titelschwindel bringt der genehmigte „Cassaro“. Das Blatt schreibt: „In Deutschland ist die Ordenssucht mehr als anderswo in eine öffentliche Krankheit ausgeartet. Es giebt dort viele, sehr viele sonst anständige Personen, welche aus dem Vorkommen unerdienter Kreuze und Diplome geradezu ein Gewerbe machen. Diejenigen bombardiren Jahr aus Jahr ein bei jeder gütigen Gelegenheit, besonders beim Neujahrsest, bei Geburtstagen, Taufen u. ausländische Souveräne und deren Familien mit schwingend vollstimmten Gratulationschreiben, prachtvoll kalligraphirten Postkarten, oft auch mit duftigen Bouquets, mit ganzen Kisten von Wein, Früchten u., mit der ausgeprägten Absicht, dafür nicht nur ehrenvolle Dankschreiben, sondern auch Orden oder Hoflieferanten-Diplome zu erzielen. Zu den Fürsten, die am meisten von ihnen berücksichtigt werden, gehört neben dem König der Dänen und dem König von Rumänien auch der König von Italien, der in diesem Jahre wie er reicher als je von ihnen bedacht worden ist. Solche unvollständigen Spenden werden besonders an den kleineren Höfen, wo an Geld kein Ueberfluß herrscht, keineswegs ungerne gesehen, sondern stets mit Dank akzeptirt und nachher durch das Hofmarschallamt auf entsprechende Weise belohnt. Es ist unglaublich, wie viele Orden, Lieferantendiplome u. auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege nach Deutschland importirt werden. Es ist die billigste und oft auch probatere Manier, um es zu einem wohlklingenden Titel und ähnlichen Anhängeln zu bringen. Kommt so ein ausländischer Fürst zufällig nach Berlin, so wird er von solchen „freigelegenen“ Bewunderern, die stets in Demuth vor ihm erstarben, in seinem Hotel förmlich belagert. Manche „Könige“ fühlen sich durch eine solche Ovation sehr geehrt und sie vergessen nie, ihren Hofmarschall von den Namen dieser Leute genau Notiz nehmen zu lassen. So wird's gemacht.“

2. Das gerichtliche Taxatorenwesen, welches bei der Größe Berlins von einschneidender Bedeutung ist, bewegt sich noch in allhergebrachten, patriarchalischen Formen. So fungiren beim Amtsgericht 1 für das riefische Gebiet der Nachlässe 5 Gerichtsboten im Nebenamt und zwei alte Frauen, von denen die eine bereits 75 Jahre zählt. Einerseits kann die Sachkenntnis eines Gerichtsboten von Hausgeräth, Möbeln, Betten, Wäsche, Kleidungsstücken u. nur eine sehr oberflächliche sein, andererseits fehlt es ihnen bei einem täglichen Dienst von 8 bis 4 Uhr und länger an Zeit zur Vornahme einer gründlichen Taxe. Das Verzeichniß der vereidigten Taxatoren weist genug Kaufleute und Handwerksmeister auf, aber sie kommen nicht heran, weil das Gericht selbst die Boten empfiehlt. Sehr wichtig für Kreditoren wie Gläubiger ist die Abschätzung von Konkursmassen. Auch hier hält man sich nicht an Fachleute. Da kommt es vor, daß ein Taxator für Deklaretoren und Landesprodukte einen Bazar von Mänteln und Stoffen abschätzt und daß ein Taxator für Manufakturwaaren Kohlen, Holz, ja selbst Materialwaaren taxirt. So kam es vor, daß ein Taxator das Lager eines Holz- und Kohlenhändlers, welches 80 000 M. repräsentirte, auf nur 40 000 M. abschätzte. Es giebt nämlich einige „Taxatoren für Alles“, welche weiter nichts thun, als taxiren. Diese halten sich in einem Lokal in der Nähe des Gerichtes beständig auf. Kommt nun eine schleunige Siegelung vor, so heißt der damit beauftragte Sekretär oder Aktuar sich den ersten besten Taxator vom Bierthum nämlich die Geschäftsleute mit der Anmeldung ihres Konkurses zu ihrem und ihrer Gläubiger Nachtheil bis zum letzten Augenblick. Kommt der Gerichtsbote zuvor, dann ist es mit einem die kaufmännische Ehre während gerichtlichen Arrangements vorbei. Und kann der Taxator der Branche ordnungsmäßig vom Gericht geladen werden, so kommt eine ganz andere Taxe heraus, welche Schuldner wie Gläubiger zum Vortheil gereicht. Bei Anstellung der Taxatoren aber darf lediglich Rücksicht auf die Nützlichkeit des Mannes genommen werden, nicht darauf, ob der Betreffende von einem Kommerzienrathe empfohlen oder ob er Verwandte eines Landes- oder Amtsgerichtsoberraths ist. Wie heutzutage die Dinge liegen, gingen am besten die Vorschläge zu ihrer Ernennung von den Aeltesten der Kaufmannschaft resp. vom Innungs-Ausschuß aus. Unter der jetzigen Praxis gehen Jahr ein, Jahr aus große Summen verloren.

Im Rummelsburger See ist durch einen tragischen Zufall ein Knabe ertrunken, der sich leichtsinnig jetzt noch auf das morsiche Eis gewagt hatte. Am Dienstag hatten sich die beiden 11 und 10 Jahre alten Söhne des Gefangenen-Aufsichters Quabarth dicht hinter der Anstalt heimlich auf das Eis beggeben, um Schlittschuh zu laufen. Etwa 100 Schritt hinter der Anstalt brach der ältere Bruder durch das Eis. Der jüngere erfaßte den Verunglückten bei dem einen Fuß, war jedoch zu schwach, um ihn aus dem Wasser zu ziehen. Vom Anstaltschef aus bemerkte man den Knaben auf dem Eis, ohne zu erkennen, was er dort begunne, und rief ihn an. Als dieser die Scheltworte hörte, ließ er den Bruder los, der nun sofort in den Wellen versank. Die Leiche ist noch nicht gefunden, obwohl der Vater bereits die ganze Fläche aufgesucht hat. Für die bevorstehenden Festtage wird der See wieder poligeltlich abgesperrt werden.

Stetblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheits-Amtes sind in der Woche vom 13. Dezember bis 19. Dezember er. von je 1000 Bewohnern, auf den Jahresdurchschnitt berechnet, als gestorben gemeldet: in Berlin 22,3, in Breslau 28,0, in Königsberg 44,9, in Köln 27,4, in Frankfurt am Main 15,8, in Hannover 18,1, in Kassel 14,8, in Magdeburg 23,4, in Stettin 20,9, in Hamburg 20,1, in Altona 34,3, in Reg. 20,3, in Straßburg 18,4, in München 26,2, in Nürnberg 21,4, in Augsburg 27,5, in Stuttgart 16,9, in Dresden 28,9, in Leipzig 20,3, in Braunschweig 21,8, in Karlsruhe 14,4, in Wien 21,9, in Budapest 27,6, in Prag 27,4, in London 17,4, in Brüssel 21,0, in Aachen 41,2, in Paris 23,5, in Venedig 22,0, in Glasgow 25,9, in Liverpool 26,8, in Dublin 34,4, in Edinburgh 19,1, in Kopenhagen 24,1, in Stockholm 20,3, in Christiania 21,1, in St. Petersburg 27,4, in Warschau 24,0, in Odessa 33,2, in Rom 24,7, in Turin 21,1. Ferner in der Zeit vom 22. bis 28. November er. in New-York 21,4, in Philadelphia 17,9, in Baltimore 15,5, in San Francisco 18,3, in Kalcutta 25,6, in Bombay 26,9. Die Stetblichkeitsverhältnisse der meisten Großstädte Europas blieben in der Berichtswache günstige, obwohl aus einer größeren Zahl weithin und nordwestlich gelegener Städte, wie Paris, London, Köln, Düsseldorf, Altona, sowie auch aus Breslau, Königsberg, Prag, St. Petersburg wesentlich höhere

Stetblichkeitskoeffizienten als in der Vorwoche mitgetheilt wurden. Die während der Berichtswache überwiegend herrschenden westlichen Winde übten im Allgemeinen einen günstigeren Einfluß auf die Abnahme von akuten Entzündungen der Athmungsorgane aus, so daß sowohl die Zahl der Sterbefälle als die der neuen Erkrankungen an diesen Krankheitsformen im Allgemeinen geringer, wenn auch in einigen Orten, wie in Düsseldorf, Erfurt, Hamburg, Leipzig eine größere Zahl von Sterbefällen daran gemeldet wurde. Dagegen führten Darmkatarrhe und Brechdurchfälle der Kinder häufiger zum Tode und war auch der Antheil des Säuglingsalters an der Gesamtsterblichkeit ein größerer (in Berlin jedoch ein etwas kleinerer). Von 10 000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Berlin 65, in München 81 Kinder unter 1 Jahr. Unter den Todesursachen haben von den Infektionskrankheiten Malaria, Diphtherie, Pocken und Kindbettfieber abgenommen, Keuchhusten mehr, Scharlach und typhöse Fieber fast die gleiche Zahl von Todesfällen (in deutschen Städten) wie in der vorhergehenden Woche hervorgerufen. Die Malaria-Epidemien in Berlin, Danzig, Breslau, Dresden, Duisburg, Königsberg, Paris, Liverpool zeigen einen Nachschub, in Straßburg dagegen, in London und besonders in Budapest eine Zunahme der Sterbefälle. Auch in den Regierungsbezirken Silesien, Marienwerder, Straßburg und Posen. — Scharlach forderte in Halle, Hamburg, Prag, Glasgow, Turin mehr, in Berlin, London, St. Petersburg weniger Opfer; aus den Regierungsbezirken Schleswig, sowie aus Wien, Goinburg, Christiania werden gleichfalls zahlreiche Erkrankungen mitgetheilt. — Die Stetblichkeit an Diphtherie und Krup war in Altona, Berlin, Breslau, Duisburg, Frankfurt a. O., Hamburg, Best, London, Paris, Christiania eine bedeutende; auch in Frankfurt a. M. und Braunschweig stieg, in Danzig, Dresden, Königsberg, Leipzig, München, Nürnberg, Stettin, Stuttgart, Wien, Budapest, St. Petersburg, Warschau sank die Zahl der Sterbefälle. — Der Keuchhusten hat in Berlin, Hamburg, Kopenhagen, London, Dublin, Liverpool viele Erkrankungen hervorgerufen. Das Vorkommen typhöser Fieber war in deutschen Städten ein selteneres, nur in Hamburg hat die Zahl der Sterbefälle nicht abgenommen. Auch in Paris wurde die Zahl der letzteren kleiner, während sie in London, Birmingham, Manchester, Dublin, Turin und St. Petersburg zunahm. An Pest, Typhus kamen aus Aachen und St. Petersburg je 1 Todesfall, aus Straßburg 1, aus Edinburgh 2, aus dem Regierungsbezirk Aachen 11 Erkrankungen zur Meldung. Aus Prag wurden 2 Sterbefälle an epidemischer Genickstarre berichtet. — Pocken forderten in Prag und Jülich je 1, in Paris 2, in Odessa 3, in Warschau 4, in Wien 11, in Budapest 13, in Venedig 14 Opfer. Aus dem Regierungsbezirk Marienwerder werden 1, aus Breslau und St. Petersburg je 2, aus Berlin 4, aus Wien, Budapest zahlreiche Erkrankungen gemeldet. — In mehreren Gemeinden der Provinz Savona, Treviso und Venedig sind seit Anfang Dezember wieder mehrere Cholerafälle vorgekommen; vom 19. Dezember wird aus Venedig gemeldet, daß daselbst 1 Cholerafall in der Stadt und 1 auf dem Lande vorgekommen sei.

Die schönen Weiber von Georgien haben ihren Eroberungszug mit großem Erfolge angetreten; ausgefattet mit allen Reizen, ist es ihnen nicht schwer gefallen, den vollen Sieg an ihre Fahnen zu knüpfen. Als Kriegskontribution erhielten sie von dem das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater vollständig füllenden Publikum frenetischen Beifall, welcher die scheinbare Amazonschaar zu neuen „Heldenthaten“ anspornte. Mit der Exaltation einer „großen Parade“ vollführt die schöne Weibergalerie des georgischen Amazonenkorps die kriegerischen Evolutionen und beim Witzgen der Helme, beim Glanze der Silber, beim Klirren der Schwerter und den schmetternden Fanfaren des Orchesters scheint militärischer Geist die schönen Mädchen zu beleben. An Elise Schmidt hat die weibliche Armee einen Kriegsminister von unverwundlicher „Fortschrittlichkeit“, an Helene Drucker einen in Schönheit, Jugend und mit üppigsten Stimmmitteln strahlenden General an chef, um welchen sich das ganze Orchester des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters gruppiert. Der groteske Rigenerintant mit Weißbrot und Binder als Prime ballorine und Steiner, Weidmann, Broda und Rosen als Balletfrohnen entfesselt einen Sturm von Heiterkeit. Da der Jokus bald beendet sein muß, finden nur wenige Vorstellungen von „Die schönen Weiber von Georgien“ statt.

Gerichts-Zeitung.

Magdeburg, den 29. Dezember. Vor der Strafkammer des Landgerichts erscheint aus der Untersuchungshaft vorgeführt der Elementarlehrer August B., geboren im Jahre 1835, verheirathet, angeklagt der Vorspiegelung falscher Thatfachen. B. sollte am 1. März 1879 in Raspenau bei Friedland in Schlesien eine Stelle als Lehrer antreten, da er aber noch keine Verbindlichkeiten zu decken hatte, erließ er in der Lehrzeitung einen Aufruf um ein Darlehen von 100 Mark. Es meldete sich daraufhin der damals im Kreise Düsseldorf, jetzt in Goldap in Schlesien wohnhafte Rektor A., welcher zugleich Agent der Verlinischen Lebensversicherungsgesellschaft war und erbot sich, dem B. unter gewissen Bedingungen die 100 Mark zu verschaffen. B. machte, nebenbei bemerkt, dem Lehrer B. Vorschläge, bei deren Verlesung die Richter bedenklich den Kopf schüttelten. Schließlich gab B., ohne daß die Vorschläge erfüllt wurden, auf einen im Mai 1879 fälligen Wechsel, welchen die Frau B. mit unterschreiben mußte, dem B. die 100 Mark. B. hat dann am 1. März die Stelle in Raspenau als Lehrer angetreten, dieselbe jedoch bereits Ende März wieder verlassen. B. ging zunächst nach Berlin, von da nach Hannover an der Warthe, dann hielt er sich in der Nähe von Hannover auf und zuletzt befand er sich im Regierungsbezirk Magdeburg, wo es ihm schließlich gelang, bei der Regierung zu Magdeburg eine untergeordnete Stellung zu finden. Doch hier ertheilte ihn das Verhängniß; er wurde auf Grund eines schon im Jahre 1879 gegen ihn erlassenen Stadtbriefes verhaftet und unter Anklage gestellt. Er hatte nämlich dem Rektor und Versicherungs-Agenten A. die 100 Mark nicht zurückgestellt. Der betreffende Wechsel wurde seiner Zeit protestirt und gegen B. Anzeige erstattet. Wunderbar bleibt es, daß, obgleich schon 1879 ein Stadtbrief gegen B. erlassen wurde, derselbe dennoch nicht gefunden werden konnte, trotzdem er im Laufe der Zeit doch als angestellter Lehrer fungirte. Die Anklage behauptet nun, der B. habe sich der Vorspiegelung falscher Thatfachen schuldig gemacht, weil er gewußt habe, daß seine damalige Anstellung in Raspenau keine definitive gewesen sei. Der Herr Rektor, alias Versicherungsagent A., habe ihm aber nur auf die Versicherung hin, daß er eine feste Anstellung erhalte, das Geld geliehen. Durch die Beweisnahme gelangt jedoch der Gerichtshof zu der Ueberzeugung von der Nichtschuld des Angeklagten und spricht denselben von Strafe und Kosten frei, ordnet auch dessen sofortige Entlassung an.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Warmes Frühstück für Schulkinder. In den beiden schlesischen Städten Vlegnis und Gleitwitz erhalten aus Kosten der Stadtverwaltung die Kinder der Armen vor Beginn des Unterrichts in den Volksschulen ein warmes Frühstück. Richtiger wäre es allerdings, wenn sämmtliche Kinder an der Theilnahme verpfligt würden, um dadurch das drückende Gefühl den armen Kindern zu benehmen — jedoch als verständnisvolle Mithätigkeit ist auch die jetzige Einrichtung schon ein Wohlthun zu begrüßen. **Daß es in unserem industriellen Leben recht trübe aussehend muß, geht auch daraus hervor, daß man in verschie-**

denen Handelsblättern den Vorwurf vernimmt, die Ausschüsse der Aktiengesellschaften geben sich alle Mühe, die Lantien zu erhöhen. Das wurde früher als selbstverständlich angesehen. Es galt sogar für nobel, für geringe Leistungen hohen Erwerb zu erzielen, dem alten Bourgeoispruchwort gemäß: „Schwere Arbeit ist für Pferde und dumme Leute“. — Doch bei „schlechten Zeiten“ gehen auch die schönsten Prinzeppen in die Brüche. So rechnet man jetzt den Herren Ausschüssen vor, daß ihre ganze Arbeit im Abhalten einiger weniger Sitzungen im ganzen Jahre bestände. Nur der Vorsitzende habe noch einige Nebenarbeiten. In den Sitzungen würden die von der Direktion sorgfältig vorgearbeiteten Gegenstände „verledigt“, — daß sei die ganze Arbeit — und dafür so hohe Lantien. — Die Blätter haben recht — es ist nun einmal so, die Leute, die am wenigsten arbeiten, erhalten die Sahne und die fleißigen Arbeiter die wässrige Milch. — Uebrigens ist es immerhin gar nicht übel, wenn den Herren Ausschüssen von bescheidenen Seite auf die Finger geklopft wird.

Die Opfer der Industrie. Nach den amtlichen Ermittlungen beläuft sich die Verlustziffer, welche die deutsche Arbeit während des abgelaufenen Berichtsjahres im Gesammtbetrage auf 9931 leicht und schwer Verwundete, halb oder ganz invalide Gewordene und auf 485 Tode. Fürwahr eine recht beträchtliche Verlustliste von Männern, Frauen und jugendlichen Arbeitern liegt hier vor, die im Kampfe um's Dasein ihr Leben lassen mußten und sie ist ganz gewiß noch nicht vollständig, weil die Unfallanmeldungen nicht überall mit der wünschenswerthen Genauigkeit gemacht werden. Wie aber jede statistische Ermittlung erst dann ihren wirklichen Werth erhält, sobald sie auf die Natur der sie zusammenfassenden Einzelbestandtheile gerichtet ist, so geht es auch mit dieser industriellen Verlustliste. Zunächst fällt bei der Betrachtung der in den einzelnen Beobachtungsbezirken ermittelten Unfälle die ungeheure Verschiedenheit auf, welche zwischen den Verwundungen und Todesfällen herrscht. Während beispielsweise in dem industriell wenig entwickelten Ost- und Westpreußen das Verhältniß sich wie 1:4 stellt, also ein sehr ungünstiges ist, zeigt Berlin-Charlottenburg bei seinem ungleich entwickelteren Industriebetriebe ein Verhältniß wie 1:40. Das heißt, der Industriearbeiter in dem Berlin-Charlottenburger Bezirke ist zehnmal weniger der Todesgefahr in seinem Beruf ausgesetzt, als sein ostpreussischer Mitbruder. Noch besser stellen sich die diesbezüglichen Verhältniszahlen in der Pfalz, ferner in allen sächsischen Industriebezirken. Hier schwanken die Verhältnisziffern von 0,1 pCt. bis 2,5 pCt. Am aller glücklichsten liegen auch in diesem Betrage die Verhältniszahlen in dem Hohenzollern-Land. Bei einer Arbeiterziffer von 3549, worunter 334 jugendliche Arbeiter, weist die Verlustliste nur einige unbedeutende Verwundungen und keinen Todesfall nach! Allerdings ist wohl hier und da die Gefährlichkeit der Betriebe eine sehr verschiedene, so daß hieraus sich die Ungleichheit in der Verteilung der Unfälle, die der Todesfälle erklärt. Allein wenn man einzelne gleichartige Betriebe zusammensetzt und hierdurch gleichförmigen die Unterschiede und die etwaigen Fehlerquellen ebenfalls verringert, so ergibt sich noch immer eine sehr auffallende Ungleichheit in den betreffenden Verhältniszahlen, und zwar steigt das günstige Verhältniß, je mehr wir uns von Nordosten nach Südwesten hindbewegen. Je weiter nach Westen, je verbreiteter die allgemeine Kultur, um so vortheilhafter werden die Schutzregeln eingehalten und um so sorgfältiger geben die Arbeiter in den Fabriken den ihnen drohenden Gefahren aus dem Wege.

Die Einführung eines Minimallohns. Sie nennen's Mindestlohn, wird von den Besitzern der Schiffenmaschinen im sächsischen Voigtlande angestrebt. In der Schweiz hat man schon einen derartigen „Normallohn“ eingeführt; in welcher vortheilhaftesten Weise derselbe gewirkt hat, davon giebt der „Voigtl. Anz.“ folgenden Beleg: „In voriger Woche kam zu einem hiesigen Stickerfabrikanten ein Geschäftsfreund vom Auslande, welcher seinen Bedarf in Stickeren auf dem St. Gallener Markte gedeckt hatte und nur noch einiges Wenige von seinem hiesigen Freunde laute. Befragt, weshalb er jetzt regelmäßig in St. Gallen seine Einkäufe mache, bezeichnete derselbe als Grund die Einführung des Normallohns in der Schweiz, durch welchen man dort nicht so große Preisschwankungen zu befürchten habe wie hier, wo man nach erfolgten Kaufabschlüssen und noch ehe man mitunter im Besitze der Waare sei, viel billiger Preisaufstellungen erhalte. Es sei deshalb unwillig, ein halbwegs sicheres Geschäft machen zu können, denn jede Berechnung werde über den Haufen geworfen.“ „Ans.“ fügte der Geschäftsfreund hinzu, „ist es ziemlich gleich, wie viel wir für die Waare bezahlen, nur muß man wissen, wenn man gekauft hat, daß nicht ein Konkurrent billiger, vielleicht sogar um 25 pCt. billiger gekauft hat.“ — Auch der Verein der Stickerfabrikanten des Voigtlandes und Greuaubirges will gleichfalls einen Minimallohn einführen. Diesen Bestrebungen sollen sogar Blätter im Königreich Sachsen Beifall, die sonst nur in dem freien Konkurrenzspiel das Heil der Welt erblicken.

Vereine und Versammlungen.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Berliner Arbeiter hielt am 29. d. M. eine gut besuchte Mitgliederversammlung ab, in welcher zunächst Regierungsbaumeister Rehler einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über: „Harmonie zwischen Kapital und Arbeit“ hielt, worin er den in der heutigen Produktionsweise liegenden Widerstreit der Interessen der Unternehmer einerseits und der Lohnarbeiter andererseits eingehend erörterte, um schließlich auf die einzig mögliche Lösung des Konflikts, die Aushebung der zwischen Kapital und Arbeit bestehenden Trennung, die Beseitigung der Klassengegensätze hinzuwirken. Hierzu reserirte Herr Behrend über die Vereinsbewegung im abgelaufenen Jahre und konstatarie, daß die Mitgliederzahl von 1552 im Jahre 1884 auf 2800 im Jahre 1885 gestiegen ist. Bei entsprechender Fröhmigkeit der Vereinsmitglieder werde sich die Zahl derselben bis zum Ende dieses Jahres leicht verdoppeln lassen. Dafür Sorge zu tragen, möge sich jeder Einzelne möglichst angelegen sein lassen. Aus der anmüthigen Diskussion haben wir die von einem Redner gemachte Mittheilung gehört, daß auf einem Bau in der Markusstraße, die dort geschworene Erde im Mörtele verarbeitet und im Hintergebäude jenes Grundstücks der Sand tiefer ausgeschachtet worden sei, als das Fundament reicht. Es könne dadurch leicht ein Unglück, wie vor einigen Wochen in Hamburg, entstehen. Uebereinstimmend wurde allseitig betont, daß jeder Arbeiter eventuell verpfligt sei, dergleichen Fälle der Baupolizeibehörde schleunigst anzuzeigen.

Der Bezirksverein des werththätigen Volkes der Schönhauser Vorstadt beschäftigte sich in der letzten, in Thormann's Kasino, Vorfosterstr. 15, abgehaltenen Generalversammlung mit der Neuwahl des Vorstandes. Gewählt wurden die Herren Schmidt, Schindler und Roschewitz, Reich und Baum zu Kassieren, Breiner und Rodwig zu Schriftführern, zum Beisitzer Herr Rose und an Stelle eines auscheidenden Revisors Herr Christen. Nach Erledigung der Wahl hielt Herr Schriftführer Christen einen Vortrag über „Unsere gegenwärtige wirtschaftliche Lage“. Eine Diskussion fand nicht statt. Im Weiteren wurde ein Antrag dahingehend angenommen, am Sonntag, den 10. Januar, eine Generalversammlung nach Mariensfelde zur Beschäftigung der Verunsicherten des Herrn Dr. Petri zu veranstalten. Die nächste Vereinsversammlung findet wieder in demselben Lokale statt. Näheres darüber im „Berliner Volksblatt“.

Arbeiter-Bezirksverein im Westen. Die Mitglieder finden sich am Sonntag, den 3. Januar, früh 9 Uhr, zu einem Frühstücken im Lokale des Herrn Schmarr ein. Dieselben werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen.

Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter. Sonnabend, den 2. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79 (unterer Saal). Tagesordnung: 1. Vortrag des Prediger emer. Herrn Rindjora über „Materialismus“. 2. Vereinsangelegenheit. Gäste sind willkommen, neue Mitglieder werden aufgenommen.

Zentral-Kranken- und Sterbe-Kasse der Drechsler und verw. Berufsgenossen. Der Vorstand veranstaltet zum Besten der Kasse am Sonnabend, den 2. Januar, in der Berliner Messource (früher Kolosseum), Kommandantenstr. 57, einen großen Wiener Masken-Ball. Billets à 50 Pf. sind Rollenmarkt 7, bei Herrn Gromoll, und Schleiermacherstr. 5, bei Schielfe, sowie auf sämtlichen Bahnhöfen am Sonnabend bis 10 Uhr Abends zu haben. Freunde und Gönner der Kasse sind eingeladen.

Fachverein der Steinmetzen Berlins. Versammlung am Sonntag, den 3. Januar, Vormittags 10 Uhr, in Ahlgrimm's Salon, Sophienstr. 34. Tagesordnung: 1. Quartalsabrechnung der Vereinskasse. 2. Bericht über die Kommissionsverhandlung betreffend die Lohnhöhen. 3. Wahl eines Schriftführers. 4. Verschiedenes.

Zentral-Kranken- und Begräbniskasse für Frauen und Mädchen (E. G. Nr. 26, Offenbach a. M.). Hauptversammlung am Sonntag, den 3. Januar, Nachmittags 3 Uhr, in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79 (unterer Saal). Tagesordnung: 1. Abrechnung des 4. Quartals 1885. 2. Neuwahl des Gesamtvorstandes. 3. Verschiedenes. Nur Mitgliedern gegen Vorzeigung des Quittungsbuches ist der Zutritt gestattet.

Große öffentliche Versammlung der Steinmetzen und Lithographen am Sonntag, den 3. Januar, Vormittags 10 Uhr, im Palmensaal, Neue Schönhauserstr. 20. Die Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gemacht.

Große öffentliche Versammlung der Lithographie-Feinschleifer und Berufsgenossen am Sonntag, den 3. Januar, Vormittags 10 1/2 Uhr, im Restaurant Seefeld, Grenadierstr. 33. Tagesordnung: Statutenberatung und Mitgliederaufnahme.

Arbeiter-Bezirksverein der Oranienburger Vorstadt und des Wedding. Nächste Versammlung Montag, den 11. Januar, Abends 1/9 Uhr, im Wedding-Park.

Vereinigung deutscher Stellmacher (Mitgliedschaft Berlin). Versammlung Sonnabend den 2. Januar, Abends 8 Uhr, in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77-79. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Wegner. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Gäste willkommen.

Vermischtes.

Gewissenlose Handlungsweise eines Dampfers. Ueber die bereits von uns gemeldete Kollision eines unbekanntes Dampfers mit der Uedermünder Bark „Fidelio“ am Abend des 30. v. M. in der Nähe von Dungeness, wobei der Kapitän C. Meyer aus Eggeln, Steuermann G. Rilling aus Grabow a. D. und fünf von der Mannschaft ihren Tod fanden, wird der „Diffee-Zeitung“ von einem der drei Ueberlebenden, welche vor einigen Tagen in Slettin eingetroffen sind, folgendes berichtet: „Wir waren mit dem „Fidelio“ nach einer Abwesenheit von etwa 15 Monaten mit einer Ladung Cypresseholz auf der Rückreise von Wilmington nach Vorkast begriffen. Die Reise verlief äußerst günstig, wir waren etwa 30 Tage vom Wilmington unterwegs und befanden uns bereits im Kanal. In der sicheren Zuversicht, das Weihnachtsfest diesmal im Kreise unserer Angehörigen erleben zu können, waren wir alle in freudiger und gehobener Stimmung. Am 30. November, etwa 6 Uhr Abends, näherten wir uns mit frischem SW.-Wind dem Feuer von Dungeness, die Luft war etwas dick, und wir machten keine Segel, um nicht zu viel Fahrt zu laufen. Als wir das Feuer in Sicht bekamen, brachten wir die Raaen an, legten das Schiff über Backbord und hielten ab, um vom Lande abzulassen. Die Luft hatte sich inzwischen wieder aufgeläutert. Kurze Zeit darauf posierte uns an der Backbordseite ein aus der Nordsee kommender großer Dampfer. Als der Dampfer

eben außer Sicht war, tauchten plötzlich zwei Signallichter an Steuerbord auf, welche gerade auf uns zulamen. Kapitän Meyer glaubte zuerst, es wäre ein Boot, das uns seine Dienste anbieten wolle, als das Schiff aber näher kam, sahen wir, daß es ein großer Dampfer war, der sich mit voller Kraft unserem Schiffe näherte. Um uns bemerkbar zu machen, schrien wir alle Mann den Dampfer an; dieser änderte, als er dicht bei uns war, plötzlich seinen Kurs, worauf unmittelbar mit einem furchtbaren Knack der Zusammenstoß erfolgte. Der Dampfer hatte uns in Mittschiff an der Steuerbordseite getroffen. Bei dem ersten Stoß durchbrach er unseren Schandekel und drang mit seinem Steven etwa bis auf drei bis vier Deckplanken ein. Dann wurde der Dampfer durch die See gehoben, worauf beim Niederstumpfen ein zweiter Stoß, fast noch stärker als der erste, erfolgte, durch welchen unser Schiff halb durchschnitten wurde. Der Dampfer hat nach der Kollision vielleicht 10 Minuten in unserem Schiffe festgeheften, doch konnte Niemand von uns einen Namen an demselben sehen. Auf dem Schiffe war während des ganzen Vorfalles alles vollkommen ruhig, nicht ein Wort, aus welchem man auf die Rationalität hätte schließen können, wurde lautbar. Bei der Annäherung hatten wir auf der Back des Dampfers deutlich zwei Mann gesehen. Das einzige, was wir in der Bestürzung bemerken konnten, ist, daß es ein großer schwarzer Dampfer war. Als er von unserem Schiffe frei war, ging er langsam rückwärts, wir schrien ihm in englischer und deutscher Sprache zu, uns doch keinen zu unserer Rettung zuzuwenden, doch erhielten wir keine Antwort. Unser Schiff legte sich dann nach Backbord vollständig auf die Seite, so daß die Raaen und Raasen auf dem Wasser lagen. Die Verbindung des Hinterschiffs mit dem Vordersteven war durch den tiefen Einschnitt, der nun nach oben lag, vollständig unterbrochen. Auf dem Vordersteven waren der Koch Köhler, der Matrose Engelbrecht und der Schiffsjunge, während wir übrigen sieben, der Kapitän, Steuermann, Zimmermann Krog, Matrosen Wellhausen, Schwenk und Hegdelrüger und der Jungmann Siebert und auf dem Hinterschiff befanden. Als das Schiff sich auf die Seite legte, kletterten wir auf den Schiffsdeck an Befandmaße, wo wir uns festhielten. Der Dampfer entfernte sich, ohne von unseren wiederholten Hilferufen auch nur die geringste Notiz zu nehmen, eine kurze Strecke, warf dreimal einen elektrischen Lichtstrahl auf unser Schiff, zog drei rote Signallaternen auf und verweilte etwa drei bis vier Stunden in unserer Nähe, worauf er, ohne auch nur das Geringsste zu unserer Rettung gethan zu haben, seine Reise fortsetzte und uns unserem Schicksale überließ. Die See war inzwischen unruhiger geworden, die Wellen schlugen fortwährend über uns hin, so daß wir, die wir fast sämtlich in Wilmington am klimatischen Fieber gelitten und in Folge dessen nicht über viel Kräfte zu verfügen hatten, uns nur mit äußerster Anstrengung festzuhalten vermochten. Unsere drei Kameraden auf dem Vorderende des Schiffes riefen fortwährend um Hilfe, etwa um Mitternacht wurde jedoch alles ruhig und nahmen wir an, daß sie wohl durch die Sturzseen fortgeführt waren. Auch unsere Kräfte fingen allmählich unter der Einwirkung der Kälte an zu erlahmen; der Jungmann Siebert und der Steuermann Rilling waren die ersten, die von den Sturzseen fortgerissen wurden. Der Steuermann rief dem Kapitän noch zu: „Adieu Kapitän, meine Kräfte sind zu Ende, ich kann mich nicht länger halten“, worauf der Kapitän antwortete: „Halten Sie noch aus, Steuermann“, doch schon mit der nächsten Welle wurde der Steuermann und mit ihm zugleich Siebert fortgerissen. Der Matrose Hegdelrüger hatte sich ebenfalls losgelassen, wurde jedoch noch von uns mit festgehalten, doch erstarrte derselbe allmählich in unseren Armen. Als wir bemerkten, daß der Tod bereits bei ihm eingetreten war, ließen wir ihn los, um unsere Kräfte für uns selbst zu schonen. Der Körper fiel durch die eingeschlagenen Seitenwand der Kajüte in diese hinein. Morgens etwa gegen 6 Uhr hatte auch unser Kapitän schon fast die Bestimmung verloren, er wurde jedoch vom Zimmermann und dem Matrosen Wellhausen mit festgehalten; plötzlich kam eine außergewöhnlich heftige Sturzsee und riß den Kapitän und Zimmermann fort, dem letzteren gelang es noch ein Lauende zu erfassen, während gleichzeitig Wellhausen ihn an den Kleidern ergriff und festhielt. Den Kapitän

sahen wir noch einige Augenblicke mit emporgehobenen Armen hinter dem Schiff treiben, dann versank er. Etwa eine Stunde später, also gegen 7 Uhr Morgens, als auch unsere Kräfte schon zu Ende gingen, nahm sich uns Erlösung. Der englische Dampfer „City of Hamburg“, Brownlee, von Rotterdam kommend, hatte unser Braut bemerkt und sandte der Kapitän sofort ein Boot zu unserer Hilfe ab. Die beiden Matrosen Wellhausen und Schwenk hatten noch so viel Kraft, um sich ins Boot gleiten lassen zu können, während dem Zimmermann Krog, der schon so erstarrt war, daß er sich kaum zu bewegen vermochte, eine an einer Leine befestigte Rettungsboje zugeworfen wurde, mittelst welcher er gleichfalls gerettet und ins Boot gezogen wurde. Auf der „City of Hamburg“ wurden wir mit der größten Menschenfreundlichkeit aufgenommen, vom Kapitän und Ingenieur mit trockenen Kleidern versehen und reichlich verpflegt. Nach drei Tagen wurden wir in Belfast, wohin der Dampfer bestimmt war, gelandet. Der Zimmermann fand dort Aufnahme im Hospital, während die beiden anderen, die sich bereits wieder erholt hatten, nach London und von da nach Dover geschickt wurden, um dort, nachdem das Braut unseres Schiffes eingeschleppt worden, die in der Kajüte gefundene Leiche des Matrosen Hegdelrüger zu rekonstruieren. Nach einigen Tagen trafen wir mit dem inzwischen genesenen Zimmermann Krog in London wieder zusammen, von wo wir gemeinsam die Reise über Hamburg nach Slettin machten. Wir begaben uns zunächst nach Uedermünde, wo wir bei unserem Aheber, Herrn Louis Amende, der uns auf's Freundlichste aufnahm und bewirthete, unsere Abrechnung in Empfang nahmen. Unseren armen, auf so grausame Weise ums Leben gekommenen Schiffsgesährten widmen wir ein ehrendes Andenken. (Es wäre wünschenswerth, daß Dinges die weiteste Verbreitung fände, um vielleicht auf diese Weise den Dampfer festzustellen und den gewissenlosen Führer desselben zur Rechenschaft ziehen zu können. Die Red.)

Kleine Mittheilungen.

Rain, 29. Dezember. (Zu den Zahlmeisterverhaftungen.) Aus Anlaß der Vorlesung, welche jüngst die Behauptung vieler Zahlmeister zur Folge hatten, ist von dem preussischen Kriegsminister an sämtliche Regiments-Kommandeure ein Schreiben gerichtet worden, durch welches die strengste Ueberwachung und Kontrolle der Zahlmeister wie auch der Verwaltungsbeamten der Armee angeordnet wird. Insbesondere wird in dem Schreiben, das auch dem gesamten Offizierskorps durch Verlesung zur Kenntniß gebracht wurde, die regelmäßige Prüfung der Bücher der Zahlmeister und die sorgfältigste Ueberwachung der den Zahlmeistern und Rechnungsbeamten unterliegenden Kassen und Fonds anbefohlen.

Dödenburg. Nach dem vorläufigen Ergebniß der Volkszählung betrug am 1. Dezember d. J. die Bevölkerung im Herzogthum Oldenburg 267 079, im Fürstenthum Lüneburg 34 719, im Fürstenthum Birkenfeld 39 452; zusammen im Großherzogthum 341 250 gegen 337 478 in 1880. Das Herzogthum erfuhr gegen 1880 eine Zunahme von 3431 Köpfen, das Fürstenthum Birkenfeld eine solche von 767, das Fürstenthum Lüneburg eine Abnahme von 426; im Ganzen betrug im Großherzogthum die Zunahme 3772 oder 1,12 pCt. Einzelne Gemeinden des Herzogthums erfuhr eine Zunahme von einem Drittel der Bevölkerung, andere eine solche von 8 pCt., 9, 17 und 32 pCt.; die Residenzstadt Oldenburg hatte eine Zunahme von 1087 Köpfen. Dagegen ist in 76 Gemeinden des Herzogthums (von 119) eine Abnahme der Einwohnerzahl zu verzeichnen.

Strasburg, 30. Dezember. Gestern Abend um halb 9 Uhr fand auf dem Uebungsplatz des Pionierbataillons 15 vor dem Steinthor, wo eine Mine gelegt wurde, um heute eine alte Kanone zu sprengen, eine Explosion statt. Ein Gefreiter wurde getödtet, zwei Soldaten schwer verwundet.

Briefkasten der Redaktion.

J. L. Döllingerstr. 8. Januar.
„Gruh.“ Wie Sie sehen, besorgt. Besten Dank.

Fachverein der Puzer.
Geschlossene Mitglieder-Versammlung
Sonntag, den 3. Januar, Vormittags 10 Uhr,
im Lokale Friesstraße 10.
Tagesordnung: Kassen-Abrechnung und Besprechung über das Unfallversicherungs-Gesetz. Verschiedenes. Fragekasten.
Der Vorstand.
J. A.: J. Dietrich.

**Versammlung
d. Fachvereins d. Steinmetzen
Berlins**
am Sonntag, den 3. Januar 1886,
Vormittags 10 Uhr,
in Ahlgrimm's Salon, Sophienstraße 34.
Tagesordnung:
1. Quartalsabrechnung der Vereinskasse.
2. Bericht über die Kommissionsverhandlung betreffend die Lohnhöhen.
3. Wahl eines Schriftführers. [327]
4. Verschiedenes.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Vereinigung deutscher Metallarbeiter.
Mitgliedschaft Berlin.
Sonnabend, den 2. Januar, Abends 8 Uhr,
in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79.
Tages-Ordnung:
1. Vortrag des Herrn Wegner. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. [233] Der Bevollmächtigte.

**Ordentliche General-Versammlung
der
freien Kranken- und Begräbniskasse der Schmied
u. Berufsgenossen Berlins**
(E. G. Nr. 27)
Montag, den 11. Januar, Abends 8 Uhr,
im Lokale des Herrn Feuerstein, Alie Jakobstraße 75.
Tages-Ordnung:
1. Vierteljährliche und jährliche Kassen-Abrechnung.
2. Innere Angelegenheiten. 3. Wahl des Vorstandes und Ausschusses. 4. Verschiedenes. [235]
Das Erscheinen aller Mitglieder ist notwendig.
Quittungsbuch legitimirt. Der Vorstand.
NB. Das Vergnügen zum Besten hilfsbedürftiger Kranken findet heute, Freitag, den 1. Januar, im königlichen Kasino, Holzmarktstraße 72, statt.

**Große öffentliche General-Versammlung
der
Zimmerleute Berlins
und Umgegend**
Sonntag, den 3. Januar 1886, in der Tonhalle,
Friedrichstraße 112.
Tagesordnung: 1. Wie verhalten die Zimmerleute Berlins sich zu dem von den Bundesmeistern gefassten Beschlusse betreffs Wahl von Stellvertretern auf ihren Plätzen. 2. Verschiedenes. [232]
Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen ist es Pflicht jeden Zimmermanns, in dieser Versammlung zu erscheinen.
Die Lohn-Kommission.
J. A.: J. Seigt, Schönholzerstr. 10 a.

**Zentral-Kranken- und Begräbniskasse
für Frauen und Mädchen (E. G. Nr. 26
Offenbach a. M.).**
Hauptversammlung
am Sonntag, den 3. Januar, Nachm. 3 Uhr,
in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79
(unterer Saal).
Tagesordnung:
1. Abrechnung des 4. Quartals 1885. 2. Neuwahl des Gesamtvorstandes. 3. Verschiedenes.
Nur Mitgliedern gegen Vorzeigung des Quittungsbuches ist der Zutritt gestattet.
Der Vorstand. [321]

**Ortskrankenkasse
des
Zimmerergewerbes.**
General-Versammlung
Sonntag, den 10. Januar, Vormittags 9 Uhr,
im Lokale Linienstr. 8 bei Siemens.
Tagesordnung:
Ersatzwahl des Vorstandes. (§ 33 des Statuts.)
Zutritt haben nur die am 1. März v. J. gewählten Vertreter. (§ 43 des Statuts.)
Die am 30. November v. J. gewählten Vertreter der Arbeitgeber versammeln sich am 10. Januar, Vormittags 11 Uhr, in oben genanntem Lokale. [234]
Tages-Ordnung:
Wahl der 2 Vorstandsmitglieder.
NB. Nach erfolgter Wahl findet die Konstituierung des Vorstandes statt.
Berlin, den 2. Januar 1886.
Der Vorstand.
G. Weniger, Vorsitzender.

Masken-Garderobe
F. Stenzel, Dresdenerstr. 21.
Elegante Kostüme zu den solidesten Preisen. Vereine Ermäßigung. [250]
Große Auswahl in
Masken - Garderobe
zu billigen Preisen. Anzüge schon von 1 Mark an.
R. Klose, Reichenbergerstr. 167.

Elegante Masken-Garderoben
für Herren und Damen zu billigen Preisen. [253]
W. Christopel, Gottbuser-Strasse 3.

DIE
BUCHDRUCKEREI
von
MAX BADING
BERLIN SW., Beuth-Strasse 2
empfiehlt sich zur Anfertigung von
Drucksachen aller Art
insbesondere
Preis-Couranten, Illustrirten Catalogen, kaufmännischen sowie Gerichts-Formularen, Rechnungen, Acten, Coupons, Briefköpfen, allen Etiquettes, Circularen, Quittungsbüchern, Statuten, Werken, Broschüren, Quittungen, Flugblätter, Placaten, Adress- u. Visitenkarten etc. etc.
Die Druckerei verfügt über ein grossartiges Material in den modernsten stylvollen Schriften, ist im Besitze von einfachen und doppelten Schnellpressen neuester Construction sowie der praktischsten Hilfsmaschinen, wodurch dieselbe in den Stand gesetzt ist, in kürzester Frist die grössten Aufträge bei billigster Preisanzahlung zu erledigen.